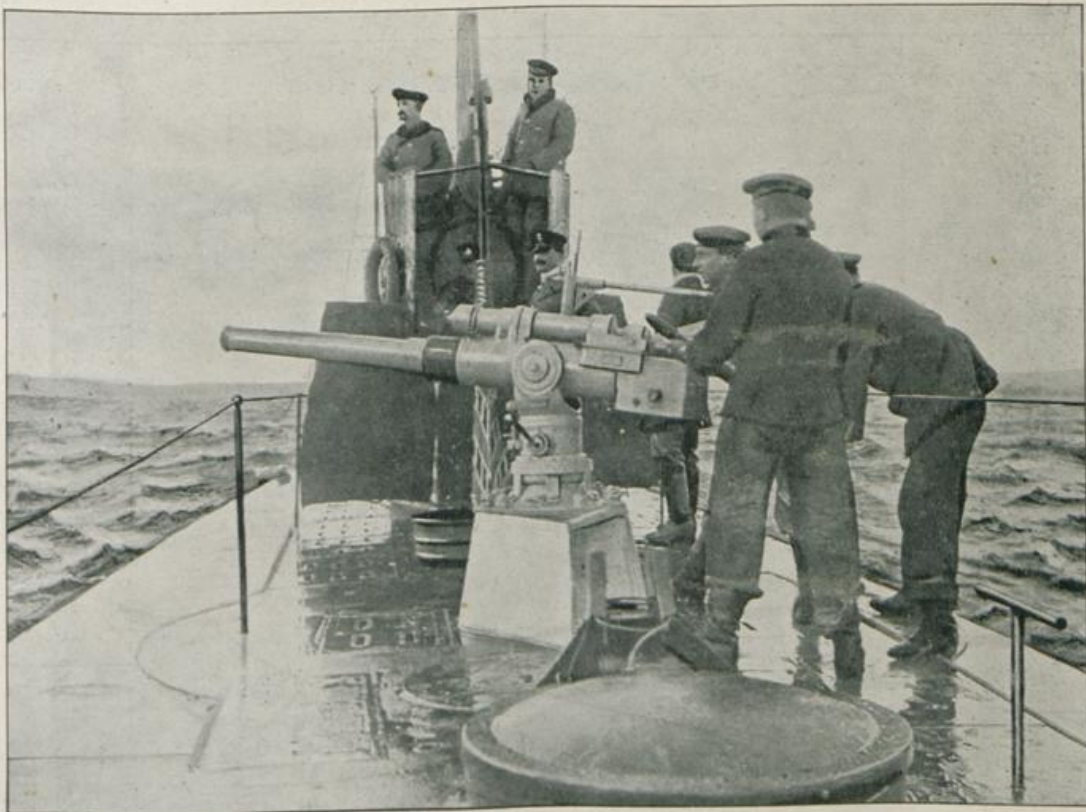




Deutsche Internierten Zeitung.



Deutsches Unterseeboot auf hoher See.

Im Vordergrund Geschütz mit Mannschaft, dahinter der Kommandoturm.



Elegante **Herren-Konfektion**
Auswahlendungen nach auswärts

Herren - Maßschneiderei
ersten Ranges

Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf
meine aufgedruckten Preise

A. Steidle  **Bern,** Christoffel-
gasse Nr. 7




**Waldorf-
Astoria
Zigarette**



Deutsche Internierten-Zeitung

Herausgegeben mit Genehmigung des Schweizer Armeearztes von der
„Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge Bern“.

Redaktion: Bern, Thunstraße 23. Fernsprecher 5479. — Verlag: A. Francke, Bern.
Gedruckt in der Deutschen Internierten-Druckerei, Bern, Belpstr. 77. Fernsprecher 5419.

Bern, 31. März 1917.

Erscheint wöchentlich.

Heft Nr. 28.

Abonnementspreis für Nicht-Internierte (zugunsten der Gefangenenfürsorge): Vierteljährlich (12 Hefte) ohne Beilagen Fr. 3.20, mit Beilagen Fr. 4.20 einschließlich Portozuschlag (bei der Post nur ohne Beilagen bestellbar). In Deutschland ausschließlich Zeitungs-Portozuschlag. Einzelpreis der Nummer Fr. 0.30, mit Beilagen Fr. 0.50. Anzeigenaufträge an uns oder an die Annoncenexpedition Rudolf Mosse in Zürich.

Inhalt. Frühling. (Von Hermann Hesse.) — Heimat zu. — Die Kriegslage. — Togo. — Die militärische Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern. (Fortsetzung und Schluß.) — Deutsche Internierte an der Handelshochschule in St. Gallen. — Vom Unterseeboot. — Berichte: Unterrichtsfragen. — Savognin. — Oberegg. — Davos. — Zürich. — Walzenhausen. — Von unsern Frontkameraden: Zwei tapfere Artilleristen. — Das feindliche Flugzeug zwischen den Kampfstellungen. — Lied von einer deutschen Frau und Mutter. — Kunst und Dichtung: Kriegerfrühling. — Neuere Schweizer Kunst. (Schluß.) — Von Sängern der Befreiungskriege. (Fortsetzung.) — Bücherschau: Deutschlands Recht. — Tatsachen. — Mitteilungen.

Außerdem als Beilage: Mitteilungen der Kais. Deutschen Gesandtschaft, Abt. G, und „Der Sonntagsbote“.

Frühling.

(März 1915.)

Am Waldesrand tränen die Knospen,
Solche Blumen leuchten im fahlen Grün,
Liebesgezwitscher der Vögel
Taumelt frunken im lichten Gehölz,
Und die Kinder irren
Über die Wiesen den Primeln nach,
Singen künftigen Lebens
Wir geahnte Bedrängnis in lallenden Lauten.

Aber wir Großen
Horchten scharf über den Bergesrand,
Wo der fernen Geschütze Feuer
Schwach und dumpf wie sterbender Pulsschlag
zuckt.

Einmal wird Friede sein!
Einmal werden wir mit den Kindern
Kränze tragen zum ernstesten Fest,
Kränze auf unvergessene Gräber,
Kränze zur Heimkehr denen,
Deren gebräunte Stirnen der Tod verschonte.
Kränze werden wir tragen
Und Friede wird sein.
Im Geläute festlicher Glocken
Einmal — einmal —, und über die stillen
Tausende
Wird sich gütig und lächelnd
Mit den vertieften Augen
Die unsterbliche Mutter neigen.

Heimat zu. *)

Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914 von Eugen F. Spengler.

I. Nach der Station.

Sechs Stunden muß der Bote reiten, bis er bei uns draußen ist, bei uns, wo es keine Bahn gibt und keine Post und kein Telephon, außer dem vom Herrenhaus zum Verwalter. Und dieses Telephon schrillt an, und durch seinen Draht wird uns die Nachricht, daß der österreichische Thronfolger ermordet worden ist.

„Recht geschieht ihm“, sagt Gelen Gregorlowna, „er hat immer gegen Rußland gehetzt.“

„Ja, ganz recht“, sage ich, „und seiner Frau auch, sonst hätte sie einen andern Mann genommen, und den Kindern auch, die hätten sich auch einen bessern Vater auslesen dürfen.“

Da denkt Gelen Gregorlowna an ihre vier Jungen, und denkt, wie es wäre, wenn diesen die Eltern ermordet würden.

Wieder kommt der Bote geritten und bringt die Nachricht vom österreichischen Ultimatum, und da er zum dritten Male erscheint, ist es die Kriegserklärung an Serbien und bereits Belgrads Fall, die er meldet, und es ist, als umhüllten Nachtwolken die Schönheit der Natur — unsre Seelen ahnen schauernd den Weltkrieg. Haß gegen Österreich flammt in unsern Herzen auf: Ist dies Gerechtigkeit, den Mord an einem einzelnen durch den Mord von Tausenden unter Aufopferung Tausender zu sühnen?

„Sie haben ihn wohl selber ermordet, um gegen Serbien marschieren zu können; die Kinder durften nicht einmal an die Bestattung.“

„Ist es wahr?“ frage ich.

„Warum denn nicht, wie haben sie sich doch nur gegen des Thronfolgers Gattin aufgeführt! Einzig Kaiser Wilhelm hatte sich ihrer angenommen und sie zweimal, da er zu Wien weilte, an den Hof gezogen und sich zu ihrer Linken gesetzt.“

Kaiser Wilhelm! Nach ihm schauen sie wie nach einem Gotte, von ihm hängt es nach ihrer Meinung in erster Linie ab, ob es zum Weltkrieg komme oder nicht. Ich behaupte, daß es von Rußland abhängt; aber ich stoße auf Widerspruch: Rußland muß gegen Österreich ziehen. Dieses muß will mir nicht einleuchten, ich empfinde es als Anmaßung, deren Verwirklichung ich schon im Werden sehe, ein Werden, das auch in mir die Frage loslöst, was wird der Kaiser tun, ist ihm des Friedens Heiligkeit hehrer, denn das Bündnis mit einem Staate, der sein Geschick selber heraufbeschwor?

Und ich lauf in den Wald, Ruhe zu finden; laufe auf Wegen, die so eng sind, daß mir die Tannäste ins Gesicht schlagen, lasse mich über den Fluß setzen und stürme nun hinauf zur Burg, die einstmals Karl XII. den Polen schleifte. Auf die Mauern setz' ich mich, weithin schaut das Auge, an hundert Werst. Fast unbewußt löst meine Rechte Steinchen aus dem brüchigen Bauwerk und läßt sie in die Tiefe hüpfen, wellende Kreise zu erzeugen, von denen einer den andern umfassend gebiert, und mir ist, als schreie dies alles nach Rache. Aus den Sümpfen steigt es gleich gigantischen Heeren, die über das Feld stürmen und in Nebelschwaden verschlingen, was die Sonne zuvor helleuchtend beschien.

„Sieben Rubel für ein Paar Schuhe.“

„So?“

„Ja, und vier Rubel für einen Schafspelz; Verbandzeug wird nach dem Werte entschädigt.“

„Und“, mischt Igor Alexandrowitsch sich ein, „das Taschentuch gilt acht Kopeken.“

Von den Dörfern kommen die Bauern, denen der Mobilisationsbefehl für die obigen Dinge, falls sie diese mitbringen, die genannten Entschädigungen verspricht. Sie kommen stumpfsinnig trüb, dem Herrn „Lebe wohl“ zu sagen, und klagen ihm, daß sie ihren Kummer nicht er-

tränken können, denn vor jeder der fünf Schenken stehe ein Gardowoi und lasse keinen Wodka kaufen. Jetzt gehen sie wieder, krampfhaft die drei Rubel umklammernd, die ihnen ihr Gebieter mitgibt. „Er ist doch ein Guter, der Herr“, meint Fedor Wasilowitsch. Er hat vergessen, daß ihnen dieser das Land wieder nehmen will, das er ihnen vor fünf Jahren geschenkt hatte, und wofür sie ihm das Haus anzünden wollten.

Dann kommt der Abend, so schön, wie ihn nur Rußlands Ebenen hervorzubringen vermögen: Ein Abend in Rot, Purpur und Gold, und immer mehr Rot, Purpur und Gold, daß das Land aufglüht, als stände es im Feuer, bis nach zweistündigem Brand die Nacht herabsteigt, zahllose Sterne in ihren Händen. Sonst tönen die langgezogenen, schwermütigen Weisen der Bauern übers Feld, die in diese Natur hineingehören wie die Wälder; aber heut' fehlen sie; alles ist still, nur der Wind zaust die Kronen, und der brünstige Stier läßt sein drohendes Brummen vernehmen. Es ist, als läge bange Todesahnung in der Luft, und ginge Freund Hein die ihm Verfallenen zählen.

Eine Manifestation muß Stimmung machen. Ein beurlaubter Offizier zieht mit ein paar Reservisten ins Dorf. Schwerfällig, pfundnotig erschallt die choralähnliche Kaiserhymne, aus den niedern Häusern treten die Bauern und schreien, wenn ein Vers endet, mit dem Leutnant zehn, zwanzig Hurrah, um des nächsten Verses Worte mit offenem Munde einzusaugen, denn nur der erste ist ihnen bekannt.

Als wieder alle Hurrah schreien, saust mir von hinten ein Stock übers Gesicht und schlägt mir eine Wunde, deren Spur ich wohl zeitlebens trage. Wie ich mich nach dem Schläger umdrehe — der Offizier war's — regnen Faustschläge auf meinen Rücken, zehn, zwölf sind's, die über mich herfallen. Da packe ich Pawel Aphanasowitsch an der Gurgel und zwing' ihn ins Knie, wobei er selbst von seinen Genossen geprügelt wird, die drauf losschlagen, ohne nach dem Warum und Wohin lang zu fragen. Er kriegt es dafür mit der Wut zu tun. Gleich einem Rasenden fährt er unter seine Mitbauern und schafft mir Platz, mich von den Tobenden zu drücken, die noch schreien und sich noch prügeln, da ich in der Stille meines Zimmers mich verbinde.

Wie wir dann um den Tee sitzen, kommt der Leutnant, läßt sich nieder, sieht mich erstaunt an und fragt, mir eine Papyros anbietend, was mir denn fehle? Als ich ihm sage, daß er mit dem Rufe: „Nieder die verdammten Österreicher!“ mir seinen Stock über den Schädel geschlagen habe, da sagt er voll innerer Überzeugung, das sei nicht wahr, ich sei ja ein Schweizer, und stößt sich den Rauch durch die Zähne. Dann besprechen sie die Lage und stellen fest, daß laut Zeitungen der Zar und Kaiser Wilhelm telegraphisch Österreichs Teilung ausmachen, wenn dieses nicht Serbien den Frieden und als Entschädigung den Sandschak nebst Bosnien und der Herzegowina gebe. Deutsch-Österreich käme zu Deutschland; das Etschtal, Trient und Dalmatien an Italien, Galizien und Polen an Rußland; Siebenbürgen sei für Rumänien berechnet, während Ungarn selbständig bliebe. Und wenn Österreich vertilgt sei, es müsse vertilgt werden, wie seinerzeit Polen, dann würden Rußland, Frankreich und Deutschland, das gerne für Deutsch-Österreich das Elsaß zurückgebe, einen neuen Dreibund gründen, gegen den keine Erdenmacht, dabei denken sie an das mächtige England, etwas ausrichten könne. So wird es ausgemacht, nur Alexander Michaelowitsch schüttelt den Kopf und sagt: „Rußland, die Nation der Zukunft, sollte sich nur an Deutschland, die Nation der Gegenwart, halten; Frankreich lebt ja nur von seiner Vergangenheit, und das nicht mehr lange.“

„So? Und die vierzehn Milliarden“, erwidert seine Gattin, eine geborene Elsässerin, „die wir euch gegeben haben?“

*) Mit treundl. Genehmigung des Autors und Verlegers A. Francke, Bern.

„Die? Die geben wir euch wieder, oder . . .“, und um seine Lippen spielt das Lächeln eines Stoikers, „oder auch nicht.“

„Das gleicht euch wieder, euch Russen.“

„So, haben wir sie nicht verdient, redlichst verdient?“

„Womit denn?“

„Daß wir den Deutschen Angst machten! Wäre das nicht, ihr hättet noch mehr als das Elsaß nicht.“

„Puh! Angst vor euch! Habt ihr nicht seit 80 Jahren jeden Feldzug verloren?“

„Doch, und trotzdem“, und in des Sprechers Augen dringt etwas Kaltes, Gebietendes, „trotzdem ward nach den verlorenen Schlachten Rußland an Macht und Gebiet immer größer.“

Und die Sterne funkeln und gleißen, daß es dem Auge weh tut, und der Fluß dehnt sich im Mondschein, wie eine Geliebte in des Geliebten Armen. Grillen zirpen und in der Ferne schreien die Käuzlein, kläfft auch dann und wann ein Hund, den unruhige Träume quälen. Im Dorf flammen noch eins, zwei, drei Lichter; aber bei uns im Herrenhaus ist alles dunkel, bis auf die Kerzen, die auf meinem Arbeitstisch flackern.

An die Heimat habe ich gedacht, die heute ihr Fest feiert und mich gefragt — wer sieht in trüben Zeiten nicht trüb —, ob es wohl das letzte Mal sei, daß die Glocken St. Pauli zu diesem Feste läuten, denn keine Kirche ist mir lieber als diese in ihrem Trutzstil. Dann zwang ich mich zu meiner Arbeit, schrieb an meinem Roman „Die da leiden und verachtet scheiden“, einer Arbeit, von der ich hoffe, daß sie was werde, und von der ich weiß, daß sie doch nichts wird. Ich bin nicht fähig, einen einzigen Satz zu formen, immer und immer wieder stehe ich auf, das Zimmer zu durchmessen, und finde keine Antwort auf die Frage, was werde. Ich habe das Gefühl, als läge eine gewaltige Verantwortung auf mir, der ich nicht gewachsen bin, als wäre ich verlassen in all dieser Not. Gleich körperlicher Qual empfinde ich es, daß ich zu klein bin, das Schicksal zu leiten. Culpa mea est, geht's mir durch den Sinn. Tolstois Lehre von der Allgemeinschuld ist es, die mich so elend macht. Und doch bin ich nicht allein, einer fühlt, empfindet mit mir. Zwei Schritte geht er hinter mir her, und wenn ich mich umdrehe, sehe ich sein dunkles Braunauge auf mir ruhen, sorgend und ängstlich fragend: „Was quält dich, Herr?“ Und das Auge wird nicht müde vom Fragen, es hört nicht auf, in mich zu dringen. Da setze ich mich denn wieder und rufe den Hund, der an mir aufsteht und mir das Gesicht leckt, bis er plötzlich ans Fenster springt und, die Vorderpfoten auf den Sims gelegt, in die Nacht bellt, giftig kläffende Gefolgschaft in den Höfen und im Dorf aufjagend. Nun dringt durch den Lärm das sausende Klapp-Klapp eines einsamen Reiters. Mit verzerrtem Gesicht, nach vorn gebeugt, liegt er im Sattel. Dicht sprengt er, ohne der prangenden Blumenbeete zu achten, vor mein Fenster. Er zügelt sein schäumendes

Tier, daß es in der weichen Erde ins Knie bricht, und schreit, mit der Hand weit ausgreifend, als könnte er die anstürmenden Heere schon zeigen: „Krieg mit Deutschland! Es lebe der Zar!“

„Krieg mit Deutschland?“ frag' ich, „Krieg mit Deutschland?“ fragt's durch den Lärm aus den andern Fenstern; ein „Ja!“ und alle die Frager rufen, gleich unserm Boten — noch ist Schreck in ihrer Stimme — „Es lebe der Zar!“

Nur mir ist der Hals wie zugeschnürt. Ich kann nicht dem Rufe zustimmen. An den Tisch mich klammernd, sehe ich das gekrönte Haupt des Zaren, der vor sich hinsinnt, derweil Nikolai Nikolajewitsch die Order in der Hand hält, die, von seinem kaiserlichen Neffen unterzeichnet, Mord, Mord und Mord bringt, Mord für Rußland und Österreich, für Deutschland und Frankreich, Mord für England und Italien.

Im Speisezimmer kommen wir zusammen. Auf allen Gesichtern steht's, daß das Nicht-Glauben-Wollen der Nachricht dem Glauben-Müssen unterliegt, keines fragt: „Ist es wahr?“; jedes sagt: „Ist es möglich?“ und braucht keine Antwort, da es sich diese selbst, ein „Ja“, gibt: ein grausames, unwiderrufliches „Ja“!

Ich sitze auf der Treppe, die zum Salon führt und höre zu, was die andern reden. Sie erwägen, ob es bei einem Krieg zwischen Deutschland und Rußland bleibe, und da ich „Nein“ sage, schauen sie mich an, als wäre ich ein unheilvolles Gespenst. Sie prüfen, wer gewinne, berechnen die Übermacht gegen Deutschland und wagen nicht zu behaupten, daß es verliere. Sie verwünschen den deutschen Kaiser, der Schuld hat an allem: Komödie war der Telegrammwechsel mit dem Zar. Sie verwünschen und verfluchen, als wären sie Gott, verschieben Heere und gewinnen Schlachten, als wären sie Feldherren, sie machen Verträge und Frieden, als wären sie verantwortliche Minister an der Friedenskonferenz.

Und es ist doch nicht Zeit, vom Frieden zu reden, da er eben zerstört wird. Blut muß erst fließen, Dörfer und Städte müssen erst brennen, Krüppel, Witwen und Waisen muß es erst geben, bevor wir vom Frieden zu reden haben.

In das wogende Gewirr der Namen schlachtbereiter Länder drängt sich an mein Ohr der Name des Landes, das gleich einer Insel im Sturm stehen wird. Leise ruft es mir, der ich ihm entflohen war: „Komm!“

Da stehe ich auf aus meinem Winkel, trete unter die andern und sage, daß ich gehen wolle; und wieder starren sie mich an, als wäre ich ein Gespenst. Das sei Gott versucht, sagen sie mir; wo ich durch wolle, fragen sie.

„Über Petersburg, Helsingfors oder Odessa, Konstantinopel.“ Eine halbe Stunde drauf reitet ein Bote zur Bahn, zu erfragen, wann ein Zug nach dem heiligen Kiew fahre. In 14 Stunden kann er zurück sein. Ich aber packe den Koffer, maschinenmäßig, ohne dabei zu sein: ich packe ein, ich packe aus, um wieder einzupacken, fünf-, sechsmal, denn meine Gedanken weilen wo anders. Sie weilen auf werdenden Schlachtfeldern, in Spitälern, die von Verdun überfüllt sein werden, an Herden, bei denen das Elend wohnen wird. (Fortsetzung folgt.)

Die Kriegslage.

(Bis zum 25. März.)

Wie in den Vorjahren des Krieges hatte die Entente auch für dieses Frühjahr eine große allgemeine Offensive angekündigt. Im Jahre 1915 setzte diese tatsächlich um die Mitte des März ein; im vorigen Jahre wurde sie durch den deutschen Angriff auf Verdun bis zum Juli verschoben. Jetzt hat sie auf der Westfront sichtlich wieder eine Verzögerung durch die große deutsche Rückzugsbewegung erlitten. Die russisch-rumänische Front steckt immer noch in Schnee und Eis. Von der italienischen Kampflinie gilt zum großen Teil

dasselbe. So ist es in Europa bis jetzt nur auf der mazedonischen Front zu starken Angriffen gekommen. Hier haben die Franzosen etwa 14 Tage lang fast ohne Unterbrechung die Höhen nördlich von Monastir berannt; nach ihren neuesten Meldungen sind sie in ihren Besitz gelangt; in den deutschen und bulgarischen Berichten wird dieser Ausgang der Kämpfe bestritten. Auf dem östlichen Teil jener Front haben die Engländer einige Male mit schwachen Abteilungen, wie es scheint, wenig energisch angegriffen. Die Serben sind

nicht erwähnt worden. Irgend eine größere Bedeutung kommt den Vorgängen auf diesem Kriegsschauplatze bis jetzt nicht zu.

Der deutsche Rückzug auf der französisch-englischen Front ist in großem Maßstabe fortgesetzt worden. Daß der Nachstoß der französischen und englischen Truppen zum mindesten an manchen Stellen erst sehr spät erfolgt ist, geht aus dem Umstande hervor, daß von Kavallerievor- und -Nachhuten und sogar selbständigen Reiterkämpfen berichtet wird. Es müssen also recht bedeutende Abstände zwischen den Infanterien entstanden sein, ein Beweis, daß das deutsche Heer die Ablösung vom Feinde sehr geschickt ausgeführt hat. Dieser Eindruck wird durch den Umstand bestätigt, daß von der Entente weder irgendwie nennenswerte Gefangenzahlen noch die Wegnahme von Geschützen gemeldet werden kann.

In den letzten Tagen der Berichtszeit ist das Nachdrängen der Franzosen heftiger geworden, so daß es bei Soissons und weiter nördlich zu ziemlich heftigen Kämpfen gekommen ist, deren Bedeutung für das Ganze sich noch nicht erkennen läßt. Die Engländer folgen nur zögernd. Die Linie der Ententetruppen verlief zuletzt von Arras ungefähr westlich St. Quentin-La Fère östlich Soissons. Ob die Zurücknahme der deutschen Linien in der Hauptsache beendet ist oder noch erheblich fortgesetzt werden wird, läßt sich nicht erkennen.

Es ist selbstverständlich, daß die Franzosen sich der Wiedergewinnung eines Teiles des verlorenen Gebietes freuen, ist es doch ein volles Zehntel des von den Deutschen bisher besetzt gehaltenen französischen Bodens. Daß das französische Volk daraus neuen Kampfesmut schöpfen wird, ist anzunehmen; andererseits warnen die großen französischen Blätter davor, diesen Gewinn zu hoch für den endgültigen Ausgang des Krieges in Rechnung zu stellen.

Dem letzteren entsprechend nimmt man in Deutschland diese Räumung großer Geländestreifen einmütig ruhig und in vollem Vertrauen auf die Heeresleitung als eine strategische Maßnahme hin, deren Zweck und Ziel im geeigneten Augenblick jedermann klar werden wird. Daß die planmäßige Durchführung des Rückzugs auf einer Front von rund 150 Kilometer ohne Verluste eine außerordentliche Leistung der deutschen Führung und der Truppen darstellt, wird auch vielfach in der Presse der Entente anerkannt.

Die Folgen der unangenehmen Niederlage der Türken in Mazedonien haben die Engländer weiter nach Norden vordringen lassen; es scheint, daß diese in der Gegend von Samarra, 100 Kilometer nördlich von Bagdad, angekommen sind. Damit sind die türkischen Kräfte in Persien ebenfalls zu weiterem Rückzuge gezwungen. Auch in Armenien hat sich ein verstärkter Druck der Russen an mehreren Stellen bemerkbar gemacht. Es bleibt abzuwarten, ob sich alle diese Vorstöße als Vor-

läufer eines allgemeinen mächtigen Angriffs auf die türkischen Truppen in Asien entpuppen werden, oder ob sie nur zufällig oder absichtlich gleichzeitige Lokalkämpfe darstellen. Jedenfalls ist die Gesamtlage auf dem asiatischen Kriegsschauplatze für die Türken und ihre Verbündeten augenblicklich wenig erfreulich.

Die Vorgänge in Rußland haben bisher als einzige Rückwirkung auf die Kriegsführung die Abreise des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch aus Armenien gezeitigt; wenigstens liegen Zeitungsmeldungen vor, daß er zur Übernahme des Gesamtoberbefehls des russischen Heeres unterwegs nach Rußland ist. Diese Übernahme wird aber nicht erfolgen, da an seiner Stelle neuerdings der General Alexejew mit der obersten Führung betraut ist.

Einige besondere Verluste hat das deutsche Flugwesen zu beklagen. Auf der Rückfahrt von einem Luftangriff auf Südengland ist eines der drei beteiligten Marineluftschiffe, wie es scheint durch den Sturm verschlagen, in die Nähe von Paris gelangt und dort durch die Abwehrartillerie in Brand geschossen worden; die ganze Besatzung ist umgekommen. Dann hat sich die schon beträchtliche Anzahl der gefallenen deutschen Prinzen wiederum erhöht: Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Enkel des Generalfeldmarschalls Prinz Friedrich Karl, welcher 1870/71 als Heerführer Metz bezwang und den schwierigen Feldzug an der Loire führte, ist als Flieger den Heldentod fürs Vaterland gestorben; er stürzte hinter den englischen Linien ab. Doch sind dies zwar bemerkenswerte Ereignisse, aber nur Einzelfälle. Im ganzen hat das deutsche Flugwesen sich die zeitweise verloren gegangene Überlegenheit wieder zu gewinnen gewußt, wie die großen Luftkämpfe der letzten vierzehn Tage gezeigt haben, und auch die Bemerkung des englischen Unterstaatssekretärs für den Krieg im Unterhause durchblicken läßt (17. März), daß Verstärkungen und Materialersatz hoffen lassen, daß die Engländer ihre „Überlegenheit in der Luft dies Jahr wie im letzten“ wieder herstellen werden.

Zur See sind mehrere für die Entente ungünstige Ereignisse zu verzeichnen. Am 15. März lief ein englisches Torpedoboot auf eine Mine und sank. Am 18. März ist es deutschen Torpedobooten gelungen, einen Vorstoß in die Themsemündung und in die Straße von Calais zu machen. Es fielen ihnen dabei zwei englische Torpedobootszerstörer, zwei Vorpostenwachtschiffe und ein Handelsdampfer von 1500 Tonnen zum Opfer, ohne daß sie selbst Verluste hatten. Am 19. März wurde das französische Großkampfschiff „Danton“ (18400 Tonnen, vom Stapel gelaufen 1909) durch ein U-Boot im Mittelmeer versenkt (296 Mann ertrunken). Am 22. März teilt eine englische Meldung mit, daß zwei englische Minenleger auf Minen gelaufen und gesunken sind (14 Mann verloren). Schließlich ist die Rückkehr des deutschen Hilfskreuzers „Möve“ von seiner zweiten Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean zu erwähnen.

Führer war wie bei der ersten Fahrt Graf zu Dohna-Schlodien. Bekanntlich sandte er den englischen Dampfer „Yarrowdale“ mit 469 Gefangenen als Prise nach Hause, der am 31. Dezember 1916 in Swinemünde eintraf. Außerdem brachte die „Möve“ auf ihrer mehrmonatigen Streife noch 21 andere Dampfer und 5 Segler von zusammen 123 100 Tonnen auf. Davon waren 20 englische Schiffe, 8 davon bewaffnet; von Neutralen ist nur Norwegen mit einem Dampfer und einem Segelschiff von zusammen 3800 Tonnen beteiligt. Das Schiff brachte 593 Gefangene mit. Die Rückkehr der „Möve“ ist ein Beweis dafür, daß man nichtamtlichen Zeitungsmeldungen gegenüber äußerst mißtrauisch sein muß. Der Untergang des Schiffes wurde vor drei Wochen mit Nennung des englischen Kreuzers, der es in

15 stündigem Kampfe niedergegangen haben sollte mit voller Bestimmtheit angezeigt. — Das Sperrgebiet mit warnungsloser Versenkung aller Schiffe ist jetzt auch auf das nördliche Eismeer etwa vom Nordkap ab nach Osten ausgedehnt; damit werden auch die russischen Nordhäfen abgesperrt.

Die Versenkung mehrerer amerikanischer Schiffe durch U-Boote läßt die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland weiter anwachsen. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen China und Deutschland hat bisher den Gang des Krieges nicht beeinflußt.

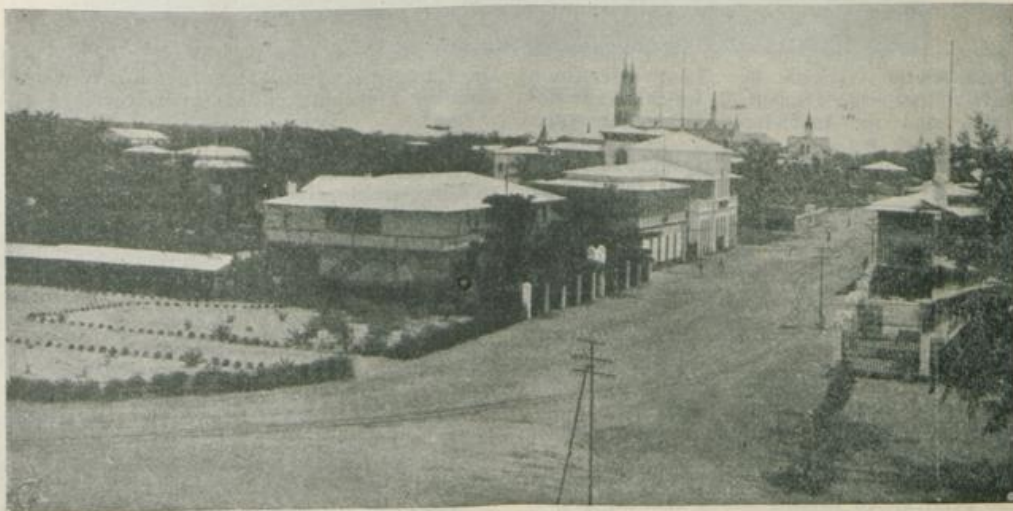
Von Interesse mag die Mitteilung im englischen Unterhause sein, daß sich in England gegenwärtig 27 630 Kriegsgefangene und 30 525 Zivilinternierte befinden.

Togo.

Von Wilhelm Müller, intern. Soldat der kaiserlichen Schutztruppe Togo.

Unter den afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches nimmt das Schutzgebiet Togo den kleinsten Raum ein. Mit seiner Größe von 87 200 qkm ist es noch etwas größer als das Königreich Bayern, jedoch ist das Verhältnis der Bevölkerungsdichte ganz anders als dort. Während in Bayern fast sieben Millionen Menschen leben, beträgt

vermutlich wegen seines nur 50 km langen Küstenstreifens und seiner ungünstigen Landungsmöglichkeiten schien es diesen Kolonialmächten einer Besitzergreifung nicht lohnend. So kam es, daß im Jahre 1884 der deutsche Generalkonsul für Westafrika, Dr. Nachtigal, noch die kleine Lücke am Gestade zwischen Lome und Aneho herrenlos vorfand



Straßenbild von Lome.

die Gesamteinwohnerzahl des Schutzgebietes Togo nur etwas über eine Million. Unter dieser waren im Jahre 1913 368 Weiße, wovon 320 Deutsche, einschließlich der Frauen und Kinder. Wenn man nun noch hierbei in Betracht zieht, daß ein großer Teil der Europäer, zum mindesten der größte Teil der Beamten, seinen Wohnsitz in der Küstenstadt Lome hat, dem Regierungssitz des Schutzgebietes, so kann man sich einen Begriff machen von den oft recht bedeutenden Entfernungen der einzelnen Europäerstationen im Hinterland. Mit Einschluß der Eingeborenenbevölkerung kommen durchschnittlich 15 Menschen auf einen Quadratkilometer Landes. Trotz dieser gering erscheinenden Bevölkerungsdichte ist Togo immer noch mehr bevölkert als z. B. Kamerun oder Deutsch-Ostafrika.

Wie ein Zufall mag es erscheinen, daß bei der Besitzergreifung der besten und größten Teile Afrikas durch die Engländer und Franzosen das kleine Gebiet Togo frei blieb.

und dort Fuß faßen konnte, um Togo als deutsches Schutzgebiet zu erklären.

Seit der Besitzergreifung Togos im Jahre 1884 hat sich das Küstengelände, insbesondere die Küstenstadt Lome, sehr zu ihrem Vorteil verändert. An Stelle einiger dort früher stehenden Eingeborenenhütten erhebt sich jetzt eine nach deutschem Muster aufgebaute Europäerstadt mit Kirchen beider Konfessionen und den stolzen Bauten der Geschäftshäuser deutscher Handelsfirmen.

Wenn der Reisende mit dem Passagierdampfer der Woermann-Linie für den Westafrikadienst vor der Reede von Lome ankommt, so wird ihm ein erfreulicher Anblick zuteil: linksseitig der ungefähr 350 m langen Landungsbrücke sieht er den Gouverneurpalast und einzelne zwischen Kokospalmen versteckt liegende Beamtenwohnhäuser, sowie vorn am Strande die Stationsgebäude der Deutsch-Südamerikanischen Kabelgesellschaft, rechts im Vorder-

grund die Kirche der Norddeutschen Mission mit der Schule und den dazu gehörigen Neben- und Wohngebäuden für die Missionare. Am Strande entlang liegen die Gebäude der einzelnen deutschen Geschäftshäuser, ganz in Palmengrün eingebettet, unterbrochen von dem stattlichen Bau der Postverwaltung und dem gegenüberliegenden Bankgebäude der Deutsch-Westafrikanischen Bank. Weiter rechts bemerkt man die stolz emporstrebenden Türme der katholischen Kirche mit den dazu gehörigen

Westküste Afrikas hin ist auch nicht ein Platz zu finden, welcher an Schönheit nur annähernd Lome gleicht. Sei es, daß entweder die einzelnen Hafenplätze zu weit von der Küste aus landeinwärts liegen, oder daß, wie in Dakar, Secoedee und Accra größere Industrieanlagen entstanden sind, welche das Landschaftsbild stören. Jedenfalls mutet uns kein Platz so idyllisch an als Lome. Die Stadt selbst ist mit schönen festen Straßen aus Raseneisenstein versehen, man sieht bereits einige vereinzelte Kraftfahrzeuge, für



Hoher Seegang bei Lome.

Wohngebäuden. Im Hintergrund sieht man dann das stattliche umfangreiche Gebäude der Handwerkerschule der katholischen Missionsgesellschaft, in welchem alle Betriebe vertreten sind zur Ausbildung der eingeborenen Missionszöglinge.

Der gesamte Landungsbetrieb für Güter und Passagiere findet in der Weise statt, daß vom Dampfer aus alles in Boote und Leichter geladen und an den Brückenkopf transportiert wird. Dort heben die Dampfkräne die Ladungen in bereitstehende Eisenbahnwagen, welche dann teils in Lome ausgeladen, teils direkt mit der Hinterlandbahn oder der Küstenbahn an ihren Bestimmungsort transportiert werden. Die Passagiere nehmen an Bord des Dampfers in einem viereckigen, schlittenähnlichen Kasten Platz, werden dann in die Boote herabgelassen, nach Ankunft an der Landungsbrücke vom dem Dampfkrane emporgehoben und auf dem Brückenkopf abgesetzt. Dieses Verfahren ist für den Neuling etwas aufregend, es sieht aber weit gefahrloser aus als es in Wirklichkeit ist.

Welche kolossale Kraft und Macht die an der ganzen Westküste so gefürchteten Brecher haben können, zeigen uns die Bilder von dem hohen Seegang. War doch vor einigen Jahren ein besonders kräftiger Brecher imstande, ein großes Stück der schweren eisernen Landungsbrücke abzuheben und seitlich in die Brandung zu schleudern, so daß monatelang der gesamte Landungsbetrieb wieder wie zu früheren Zeiten durch die Brandung mittels Booten und Leichtern stattfinden mußte. Es war dies eine sehr umständliche, zeitraubende und vor allem auch gefährvolle Sache. Wohl keiner der Europäer, welche während dieser Zeit in Lome an Land gehen mußten, ist vom Meerwasser verschont geblieben; ja, viele Ladungen an Gütern wurden in der Brandung umgeworfen und verschwanden teils auf Nimmerwiedersehen in den Fluten, teils wurden sie in böß zugerichtetem Zustand an Land geholt, der Inhalt durch das eingedrungene Meerwasser fast gänzlich unbrauchbar gemacht.

Unsere „Afrikaner“ haben für die nette und reizende Lage der Hauptstadt Lome, welche ganz in Palmengrün versteckt liegt, den Namen „Nizza Westafrikas“ erdacht und wahrlich nicht mit Unrecht. Auf der langen Reise an der

welche die ebene Gegend sehr vorteilhaft zum Fahren ist. Die Europäerstadt liegt längs der Küste, im Hintergrund dann die Eingeborenenstadt, in welcher etwa 4000 Neger wohnen.

Auf dem vorhandenen Rennplatz werden alljährlich zwei Rennen vom „Pferdesportlichen Verein Togo“ veranstaltet, welche etwas Abwechslung in das sonst so ruhige und stille Leben bringen. Tennisplätze sind ebenfalls vorhanden, woselbst die Europäer sich abends nach den Arbeiten des Tages ein Stündchen sportlich betätigen können. Im allgemeinen ist das Leben in den Kolonien, besonders in Togo, recht ruhig und arm an Abwechslungen. Theater und sonstige Vergnügungen fehlen ganz, Konzert ist auch sehr selten, meist nur, wenn ein deutsches Kriegsschiff oder Kanonenboot für einige wenige Tage vor Lome zu Anker gegangen ist.

Von Lome als dem Regierungssitz des Schutzgebietes gehen drei Bahnstrecken aus.

Die Küstenbahn nach Ancho, der Grenzstadt nach der französischen Kolonie Dahomey zu.

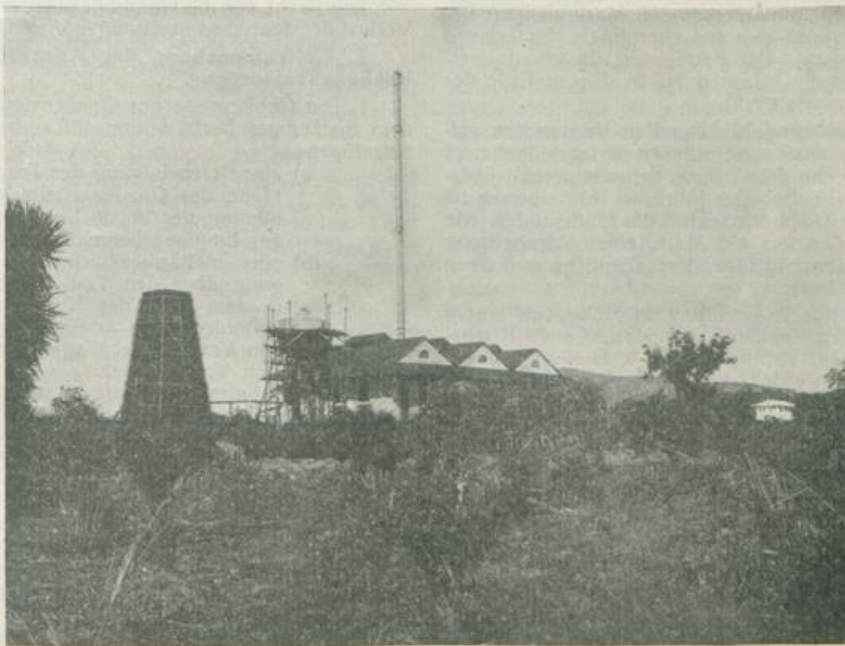
Die Lome-Palimebahn mit der Regierungsstation Misahöhe als Endpunkt. Diese Bahn bezweckt die wirtschaftliche Aufschließung der Gebiete nach der englischen Kolonie Goldküste zu.

Zuletzt die rund 170 km lange Hinterlandbahn mit Atakpame als vorläufigen Endpunkt. Sie sollte wohl noch weiter gebaut werden, um das direkte Hinterland von Togo zur Aufschließung zu bringen, besonders die Gebiete bei Sokode und Bassari.

Wenn der Reisende den Zug der Hinterlandbahn morgens 7 Uhr in Lome besteigt, so hat er anfangs eine wunderbare Fahrt. In der Morgenkühle fährt es sich dort im tropischen Klima sehr angenehm, auch ist die Fahrt einigermaßen abwechslungsreich durch die an der Bahnstrecke liegenden Stationen und Eingeborenenniederlassungen. Ein richtiger Urwaldgürtel wie z. B. in Kamerun oder Nigeria ist in Togo nicht vorhanden, sondern das Küstengebiet geht allmählich in Gegenden mit niedrigem Baumwuchs über, um dann den flachen Grassteppen des Hinterlandes Platz zu machen.

Etwa 18 km landeinwärts ist ganz im grünen Palmenwald gelegen die funkentelegraphische Küstenstation Togblekovhe, welche im Jahre 1913 dem Betrieb übergeben wurde. Nach einigen Stunden Fahrt kommt man dann nach der Station Nuätja, in der das Gouvernement die landwirtschaftliche Versuchsanstalt eingerichtet hat. Etwa

schiedensten Industrieerzeugnisse verwendet. Nicht zu vergessen sind die Kokospalmen; aus ihren Früchten, den sogenannten Kokosnüssen, wird durch Zerschlagen der äußeren harten Schale der Kern gewonnen, welcher zerkleinert und getrocknet Kopra ergibt. Aus Kopra wird Kokosbutter (Palmin) und Öl gewonnen, die Rückstände



Großstation Kamina.

eine Stunde vor Atakpame, in der Nähe der Bahnstation Chra, sieht man rechts die Funktürme der Großstation Kamina über die Palmen ragen. Die Station Kamina stand in direktem Verkehr mit der Station Nauen bei Berlin und arbeitete zu tadelloser Zufriedenheit, besonders auch zu Anfang der Kriegszeit. Sie wurde dann deutscherseits vernichtet, als man dem Feinde und seiner Übermacht weichen mußte.

Nachmittags gegen 3 Uhr ist der Reisende dann am Endziel seiner Fahrt, in Atakpame, angelangt, woselbst sich eine größere Regierungsstation sowie eine Anzahl Zweigniederlassungen der deutschen Handelshäuser von Lome befinden. Ein emsiges Leben und Treiben entspinnt sich auf dem Bahnhofe bei Ankunft des Zuges, welcher wöchentlich nur zweimal verkehrt. Güter werden ausgeladen; die von Europa kommen, bleiben teils in Atakpame selbst oder werden mittels Lastauto oder Trägerkolonnen weiter ins Hinterland zu den einzelnen Niederlassungen gebracht. Andererseits herrscht dann wieder reger Betrieb beim Verladen der verschiedensten Landesprodukte, welche durch die Eingeborenen zu den Faktoreien (das sind die europäischen Niederlassungen in Afrika) gebracht worden waren. Gummi, Kakao, Palmkerne, Palmöl, Baumwolle, Mais, auch wohl ab und zu Elfenbein werden zum Verkauf von den Eingeborenen angeboten und gegen europäische Erzeugnisse eingehandelt. Sie werden dann nach Europa verschifft und dort zur Herstellung der ver-

werden zur Herstellung von Seifen und Lichten benutzt. Während die Ölpalme auch im Innern der tropischen Länder gedeiht, wächst die Kokospalme nur in den Küstengebieten und es besteht die Ansicht, daß der salzige Seewind zum Wachstum der Kokospalmen unbedingt erforderlich sei. Seit ungefähr 20 Jahren sind in der Nähe von Lome umfangreiche Kokospalmenplantagen angelegt worden, welche einen reichen vorteilhaften Gewinn versprechen.

Im Jahre 1900 betrug in dem Schutzgebiet Togo:

Einfuhr:	3,5 Millionen Mark,
Ausfuhr:	3,1 " "
Gesamthandel:	6,6 " "

Im Jahre 1912 erhöhten sich diese Ziffern auf:

Einfuhr:	11,4 Millionen Mark,
Ausfuhr:	10,0 " "
Gesamthandel:	21,4 " "

Diese vorstehenden Zahlen beweisen, daß in den letzten zwölf Jahren der Handel in Togo, wie auch in den übrigen deutschen Kolonien ganz gewaltig an Umfang zugenommen hat.

Recht bedauerenswert wäre es, wenn all die viele Arbeit und Mühe, die in den deutschen Kolonien fern von der Heimat und unter allerlei Beschwerden, besonders in gesundheitlicher Beziehung, von unseren „Afrikanern“ geleistet wurde, durch den Weltkrieg auf immer vernichtet sein sollte.

Die militärische Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern.

(Schluß.)

3. Das Kriegswaisengeld richtet sich in seiner Höhe danach, ob der Waise die „allgemeine Versorgung“ zusteht oder nicht, und ob es sich nur um eine vaterlose oder etwa um eine elternlose Waise handelt. Es beträgt jährlich:

- a) wenn „allgemeine Versorgung“ zusteht: für jedes vaterlose Kind
- aa) einer Militärperson der Unterklassen, der freiwilligen Krankenpflege und eines Unter

beamten 108 Mark
 bb) eines Offiziers¹¹⁾ 200 „

Das elternlose Kind¹²⁾ eines verstorbenen Kriegsteilnehmers zu aa) erhält 140 Mark, zu bb) 300 Mark jährlich.

- b) Wenn „allgemeine Versorgung“ nicht zusteht: für jedes vaterlose Kind einer zu aa) genannten Militärperson 168 Mark. Dieser Betrag erhöht sich bei elternlosen Kindern auf 240 Mark. Der Betrag für Kinder von verstorbenen Offizieren ist in diesem Falle der gleiche wie zu a).

4. Das **Kriegselterngeld** kann den Verwandten aufsteigender Linie¹³⁾ eines verstorbenen Kriegsteilnehmers gewährt werden, wenn dieser ihren Lebensunterhalt überwiegend bestritten hat.¹⁴⁾ Der jährliche Höchstbetrag ist für den Vater oder jeden Großvater, die Mutter oder jede Großmutter eines Offiziers 450 Mark, einer Militärperson der Unterklassen, der freiwilligen Krankenpflege und eines Unterbeamten 250 Mark.

5. Eine **einmalige Zuwendung** in Höhe von einem Zehntel des Jahreseinkommens des verstorbenen Kriegsteilnehmers kann auf Antrag seiner Witwe und seinen Kindern zubilligt werden, um sie in ihrer bisherigen sozialen Lage zu erhalten.¹⁵⁾ Diese einmalige Zuwendung wird in zwölf gleichen Beträgen monatlich im voraus bezahlt und darf nur bis zur Erreichung eines Jahresgesamteinkommens von 3000 Mark bewilligt werden. Sie darf zusammen mit der militärischen Hinterbliebenenversorgung nicht 30 Prozent des Arbeitseinkommens des Verstorbenen übersteigen.

Außerdem sind widerrufliche Zuwendungen in Bedürftigkeitsfällen an schuldlos geschiedene Ehefrauen und Unterstützungen in Fällen dringender Notlage, Krankheit u. a. möglich.

6. **Außerordentliche Kriegsversorgung** kann die oberste militärische Kontingents-Verwaltungsbehörde¹⁶⁾ gewähren:

- a) den Hinterbliebenen von nicht dem Feldheere angehörigen Personen des Heeres, die infolge außerordentlicher Anstrengungen und Entbehrungen vor Ablauf eines Jahres nach Friedensschluß gestorben sind, oder
 b) solchen Militärpersonen, die auf Befehl an Kriegen fremder Heere und Marinen teilgenommen haben¹⁷⁾ und infolgedessen vor Ablauf eines Jahres gestorben sind.

Außerdem können den nicht versorgungsberechtigten Witwen von Kriegsteilnehmern, die durch Kriegsdienstbeschädigung rentenberechtigt geworden sind, Beihilfen gewährt werden, wenn das jährliche Gesamteinkommen höchstens beträgt bei der Witwe eines
 aa) Gemeinen¹⁸⁾ 400 Mark
 bb) Unteroffiziers oder Sergeanten 500 „
 cc) Feldwebels pp. 600 „¹⁹⁾

D. Dauer der Hinterbliebenen-Versorgung.

Die Versorgung wird gewährt,

- für jeden Beteiligten bis zum Ablauf des Monats, in dem er stirbt oder sich verheiratet,
- für Waisen bis zum Ablauf des Monats, in dem sie das 18. Lebensjahr vollenden.

¹¹⁾ Für das Kind eines Generals oder Stabsoffiziers in General- oder Regiments-Kommandeur-Stellung ist der Jahresbetrag nur 150, bzw. für jedes elternlose Kind 225 Mark.

¹²⁾ Dem elternlosen Kind steht das Kind gleich, dessen Mutter zur Zeit des Todes des Vaters keinen Anspruch auf Kriegswitwengeld hat.

¹³⁾ Vergl. oben zu B 3.

¹⁴⁾ Zu berücksichtigen für die Zubilligung des Elterngeldes ist ferner, ob die Eltern nicht mehr zur Bestreitung ihres Unterhalts fähig und ob nicht andere zum Unterhalt der Eltern gesetzlich verpflichtete Personen vorhanden sind.

¹⁵⁾ Sitzung des Reichstages vom August 1915.

¹⁶⁾ die Kriegsministerien, Reichsmarineamt usw.

¹⁷⁾ Z. B. im gegenwärtigen Kriege im österreichisch-ungarischen, türkischen oder bulgarischen Heere.

¹⁸⁾ Vergl. Anm. 7.

¹⁹⁾ Vergl. zu C. 2cc (zu a) und § 27 des Hinterbliebenen-Gesetzes.

Eine Ausnahme besteht zu Gunsten der Kriegswitwe die sich wieder verheiratet. Ihr kann eine einmalige Abfindungssumme gewährt werden, die für die Witwe eines Gemeinen¹⁸⁾ bis 1000 Mark, eines Unteroffiziers oder Sergeanten 1250 Mark,¹⁹⁾ eines Feldwebels pp. bis 1500 Mark, eines Offiziers vom Hauptmann abwärts bis 3000 Mark betragen kann.

Das Recht auf die Hinterbliebenenversorgung ruht bei Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit des Berechtigten.

E. Geltendmachung der Ansprüche der Hinterbliebenenversorgung.

1. Die Gebühren des Gnadenvierteljahres sind bei dem zuständigen Bezirkskommando zu beantragen. Es sind beizufügen:

- eine Bescheinigung des Truppenteils über die Höhe des Gnadengehalts oder der Gnadenlöhnung des Verstorbenen und über die Dauer der Empfangsberechtigung.
- eine militärdienstlich beglaubigte Bescheinigung über den Tod des Kriegsteilnehmers,
- in dem Falle des Kriegselterngeldes (C 4) außerdem eine amtliche Bescheinigung über den Verwandtschaftsgrad und das Verhältnis zum Verstorbenen.

Falls der Antragsteller die zu a) und b) genannten Urkunden sofort beibringen kann, so hat er bestimmte Angaben über den Dienstgrad, die Dienststellung und den Truppenteil oder die Behörde des Verstorbenen zu machen und als Ausweise über den Tod Mitteilungen der Truppenteile, Auszüge aus Kriegsstammrollen oder Kriegsranglisten, Todesanzeigen in Zeitungen oder ähnliche Kundgebungen, soweit sie sich in seinen Händen befinden, beizufügen. Besondere Todesanzeigen werden auf Antrag von den Zentral-Nachweisbüros der Kriegsministerien²⁰⁾ ausgestellt.

2. Der Antrag auf Bewilligung der Versorgungsgebühren zu C 2, 3 und 5 ist an die Ortspolizeibehörde des Wohnorts zu richten.

Dem Antrag sind an Belegstücken beizufügen:

- die Geburtsurkunden der Eheleute;
 [Diese Urkunden können wegfallen, wenn die Geburtstage aus der Heiratsurkunde ersichtlich sind oder wenn nur Kriegswaisengeld beansprucht wird oder wenn die Ehe über neun Jahre bestanden hat.]
- die Heiratsurkunde oder bei versorgungsberechtigten Waisen aus mehreren Ehen die betreffenden Heiratsurkunden;
- die standesamtliche Urkunde oder an ihrer Stelle sonstige Nachweise²¹⁾ über den Tod des Ehemannes;
 [Falls die versorgungsberechtigten Kinder auch ihre Mutter verloren haben, ist die standesamtliche Urkunde über den Tod der Mutter beizufügen.]
- die standesamtliche Geburtsurkunde für jedes Kind unter 18 Jahren, für das Versorgungsansprüche erhoben werden;
 [Die standesamtlichen Urkunden brauchen nicht in der Form der gebührenpflichtigen Auszüge aus den Standesregistern eingereicht werden; es sind auch gekürzte Bescheinigungen zulässig, die in Preußen kostenfrei ausgestellt werden.]
- amtliche Bescheinigung darüber, daß
 aa) die Ehe nicht rechtskräftig geschieden oder die eheliche Gemeinschaft nicht rechtskräftig aufgehoben war. (Diese Bescheinigung kann fortfallen, wenn in der Sterbeurkunde die Ehefrau des Verstorbenen als dessen Witwe namentlich bezeichnet oder wenn die Heiratsurkunde nach dem Tode des Ehemannes ausgestellt ist),

²⁰⁾ In Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 48, in München, Dresden-Stuttgart.

²¹⁾ Z. B. Beileidschreiben des Regimentskommandeurs, Kompagniechefs, Mitteilungen dieser Stellen über den Tod des Ehemannes u. a.

- bb) die Mädchen im Alter von 16 Jahren und mehr nicht verheiratet oder verheiratet gewesen sind,
- cc) keins der Kinder im großen Militärwaisenhaus in Potsdam aufgenommen ist. (Für Kinder von Offizieren und höhern Beamten ist dieser Nachweis nicht erforderlich.)
- f) die gerichtliche Bestallung des Vormunds oder Pflegers.
- g) In dem Antrage ist ferner anzugeben,
 - aa) ob und wo der Verstorbene als Beamter im Reichs-, Staats- oder Kommunaldienst oder an öffentlichen Instituten angestellt war,
 - bb) der künftige Wohnsitz der Witwe.

3. Der Antrag auf Bewilligung des Kriegselterngeldes (C 4) und der einmaligen Zuwendung pp. (C 5) ist an die Ortspolizeiverwaltung des Wohnortes zu richten. Dem Antrage sind die Urkunden zu E 1 a—c beizufügen. — Über den Rechtsweg gilt das gleiche wie bei der Versorgung dienstbeschädigter Kriegsteilnehmer.²²⁾

Im übrigen ist auf die amtlichen Fürsorgestellen für Kriegshinterbliebene hinzuweisen, die in fast sämtlichen deutschen Stadt- und Landgemeinden den Hinterbliebenen unentgeltlich mit Rat und Tat zur Seite stehen. Die Verwaltung dieser liegt entweder in den Händen der Magistrate, Landratsämter und Gemeindeverwaltungen oder wird von einzelnen beamteten Personen (Amts-, Schulvorsteher, Pfarrer) ausgeübt.

²²⁾ Vergl. „Deutsche Internierten-Zeitung“ Heft 21, S. 2.

Im Zusammenhang mit vorstehender Besprechung über die militärische Hinterbliebenenversorgung soll schließlich noch kurz auf die Hinterbliebenenversorgung auf Grund reichsgesetzlicher und sozialer Versicherungen²³⁾ hingewiesen sein. Aus den reichsgesetzlichen Versicherungen ist das Sterbegeld, das der Witwe, den Waisen, dem Vater, der Mutter oder den Geschwistern zusteht, zu erwähnen, ferner die Witwenrente der dauernd invaliden Witwe, die Krankenrente der vorübergehend kranken Witwe u. a. Eine Anzahl Landesversicherungsanstalten gewähren außerdem den Hinterbliebenen von versicherten Kriegsteilnehmern noch eine einmalige Ehrengabe. Der Wöchnerin, die nach dem Tode des Kriegsteilnehmers niederkommt, wird die Kriegswochenhilfe gewährt.

Die Versicherung für Angestellte gewährt allerdings einen Anspruch auf Auszahlung von Renten vor dem 1. Januar 1918 nicht, gibt jedoch den Hinterbliebenen die Möglichkeit, auf Antrag die Hälfte der gezahlten Beiträge zurückerhalten.

In den Fällen, in denen die militärische und sonstige gesetzliche Versicherung nicht ausreichen sollte, um die Hinterbliebenen in genügender Weise wirtschaftlich sicher zu stellen, greift die private organisierte Wohltätigkeit ein. Aus verschiedenen Stiftungen und Spenden, insbesondere der „Nationalstiftung“ stehen den Fürsorgestellen für Kriegshinterbliebene ausreichende Mittel zur Verfügung, um in Fällen wirklicher Not helfend eingreifen zu können.

Leutnant Dr. Franz Ahrens.

²³⁾ Kranken-, Invaliditäts-, Unfall- und Altersversicherung.

Deutsche Internierte an der Handelshochschule in St. Gallen.

Die Handelshochschule St. Gallen wurde während des Wintersemesters 1916/17 von 74 Internierten besucht.

Davon hatten zehn die Maturität eines Gymnasiums bzw. einer Oberrealschule, 44 die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst und — bis auf sechs — mehrjährige Praxis. Sie galten nach den Aufnahmebedingungen der deutschen Handelshochschulen als reguläre Studierende. Andere 20 wurden als Hospitanten (außerordentliche Studierende) zugelassen auf Grund ihrer durch praktische Betätigung und Lebensstellung nachgewiesenen Reife.

Volkswirtschaftslehre und verwandte Fächer mit wöchentlich je 17 Stunden wurden von 58 Teilnehmern besucht; Privatwirtschaftslehre (Kaufmännische Fächer) mit wöchentlich 28 Stunden von 65; Technologie (Warenkunde, Physik und Praktika im Laboratorium) mit 12 Wochenstunden von 20; Rechtslehre mit 11 Wochenstunden von 46, Politische Arithmetik und Versicherung an 24 Wochenstunden von sieben Teilnehmern.

Am Unterricht in der französischen Sprache beteiligten sich in drei verschiedenen Kursen 29, Englisch in vier Kursen 36, Spanisch in zwei Kursen 31, Italienisch mit drei Wochenstunden vier, Russisch mit vier Wochenstunden zwei Internierte.

Sechs Vortragszyklen aus dem Gebiete der Kunst-, Literatur-, Kulturgeschichte in deutscher, englischer und französischer Sprache wurden von 30 Internierten besucht; die Vorträge über Wundt's

Geistesphilosophie — wöchentlich eine Stunde — zählten acht, die über schweizerische Verfassungsgeschichte und über politische Geschichte der neuesten Zeit zehn Internierte unter ihren Hörern.

Auch an den seminaristischen Übungen in der Rechtslehre, Wirtschaftsgeographie, Psychologie und Pädagogik etc. sowie an den praktischen Arbeiten im Laboratorium haben Feldgraue mit großem Eifer teilgenommen.

Sämtliche Studierende, auch die Hospitanten, werden bei dem Verlassen der Hochschule einen Ausweis (Exmatrikel) über die von ihnen besuchten Vorlesungen erhalten. Auch ein Ausweis über die Leistungen und Kenntnisse in den einzelnen Teilgebieten kann auf Grund von besonderen Prüfungen gegeben werden.

Im allgemeinen wurde fleißig gearbeitet. Die Dozenten haben sich durchweg befriedigt und günstig ausgesprochen über ihre feldgrauen Schüler.

Bei einigen sind natürlich die Nachwehen der Verwundungen und der langen Gefangenschaft körperlich und seelisch noch nicht völlig überwunden; ihre Arbeitsfähigkeit ist noch mehr oder minder beeinträchtigt; zum Glück ist das eine ganz kleine Minderzahl.

Befürchtungen, die sich anfänglich an das Tragen der Uniform knüpften, haben sich als unbegründet erwiesen.

Der Verkehr mit den übrigen Studierenden bewegte sich in taktvoller, ungezwungener Weise,

zum Teil in kameradschaftlichen Formen, von beiden Seiten.

Während des ganzen Semesters kam in den Räumen der Hochschule nicht ein einziger Fall vor, der zu Beanstandung und Tadel oder zu Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hätte.

So darf der Versuch, den Internierten die schweizerischen Hochschulen zu öffnen, soweit St. Gallen in Betracht kommt, als durchaus gelungen bezeichnet werden.

Die Internierten gewöhnen sich wieder an geordnete konzentrierte Arbeitstätigkeit, erweitern und vertiefen ihre Kenntnisse zu ihrem und ihres

Landes Nutzen und werden — die Überzeugung haben wir — als Freunde unserer Hochschule in ihre Heimat zurückkehren und ihre Dankbarkeit gegenüber dem Lande, das so gastlich überall Tore und Türen ihnen öffnet, in ihrem späteren Berufsleben zu betätigen wissen.

So werden also auch die Hochschulstudien dazu beitragen, die Bande zwischen den Ländern und Völkern nach dem Kriege wieder fester zu knüpfen und durch verständnisvolles Erfassen und Würdigen der Eigenart eines jeden, die Völker und die Einzelnen einander wieder näher zu bringen.

Vom Unterseeboot.

Wie es unter Wasser zugeht.')

Die Sichtweite unter Wasser durch die in die Panzerwand des Kommandoturmes eingeschnittenen Seitenfenster wechselt. Es ist selbstverständlich, daß wir in schönem klarem Wasser auf hoher See weiter sehen als in trübem, schmutzigen Wasser, wie etwa in oder dicht vor unseren Flußmündungen. Außerdem beeinflußt die Art des Meeresgrundes die Sichtweite durch das Wasser. Dicht über einem hellen Sand kann man immer weiter sehen als über dunklem Schlickgrund oder schwarzen Felsen. In den oberen Wasserschichten spielt natürlich die Helligkeit der Luft eine gewisse Rolle. Sonnenschein macht sich viele Meter unter Wasser noch bemerkbar.

Immerhin ist die Sichtweite unter Wasser auch unter den allergünstigsten Umständen eine nur sehr geringe und reicht kaum über einige Meter hinaus. Helle leuchtende Gegenstände sind weiter zu sehen als dunkle.

Niemals aber können wir selbst helle Gegenstände, die weiter von unseren Turmfenstern entfernt sind als die äußersten Schiffsenden, unter Wasser sehen. Zumeist wird unter Wasser eine Sichtweite bis zu unserem Vor- oder Achterschiff nicht mehr vorhanden sein.

Es ist somit klar, daß wir niemals so weit sehen werden, um, durch den eigenen Blick gewarnt, uns begegnenden Schiffen, unter Wasser liegenden Wracks oder Steinen und sonstigen Hindernissen ausweichen zu können. Wir würden diese immer erst zu spät erblicken und müssen uns anders helfen.

Die Mannschaft sieht überhaupt während der ganzen Tauchfahrt nichts von allem, was im Wasser vorgeht. Nur der Kommandant hält oben im Kommandoturme ab und zu Rundschau mit dem Sehrohr, das auch ihm nur einen kleinen Sektor des Horizontes zeigt. Durch Herumdrehen des Sehrohres vermag er nach und nach den ganzen Horizont abzusuchen. Diese Arbeit ist

körperlich nicht ganz leicht, und bei langen Fahrten macht sich die Anstrengung recht bemerkbar. Die Sehrohre dürfen sich nämlich in ihren Führungen durch die obere Decke des Kommandoturmes nicht zu leicht drehen lassen, da sie sonst auf großen Tiefen nicht genügend gegen den Wasserdruck abdichten würden. Die Dichtungen in diesen Führungen sind also stark angezogen. Es muß Mühe machen, die runden Sehrohre in ihnen herumzudrehen.

Wenn möglich, läßt der Kommandant daher bei gewöhnlichen ruhigen Übungsfahrten, wenn die Nähe anderer Fahrzeuge kein Ausweichen nötig macht, wohl einen der Wachoffiziere oder dem Steuermann zeitweise statt seiner diese Arbeit übernehmen. Melden läßt er sich aber, sobald irgend etwas oben gesichtet ist. Das will er selbst sehen und weitere Maßnahmen ergreifen.

Im Kriege, wie auch schon bei Angriffsübungen im Frieden, darf der Kommandant nur allein diese Tätigkeit ausüben. Würde er außer sich noch jemand in der Nähe des Feindes hindurchschauen lassen, so müßte das Sehrohr überflüssig lange aus dem Wasser ragen und könnte das angreifende U-Boot verraten.

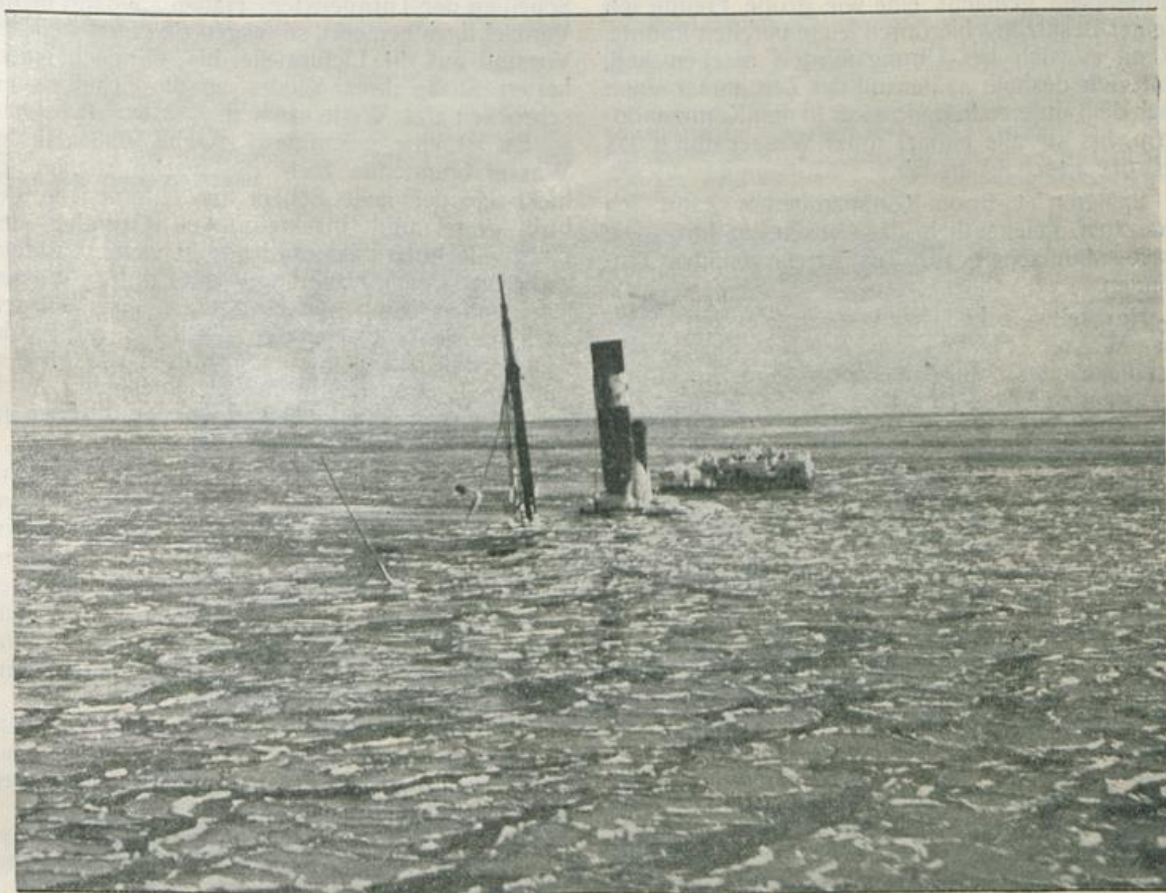
Ein hohes Maß von Vertrauen muß die Besatzung ihrem Kommandanten daher entgegenbringen, wenn sie ruhig und sicher bei der Tauchfahrt ihren schwierigen Obliegenheiten in dem Inneren des Bootes nachgehen soll. Der Kommandant allein sieht, was vorgeht, und die Mannschaft muß wissen, daß er gut aufpaßt und allen Gefahren zu begegnen weiß. Ich könnte mir nicht denken, daß ohne dieses Vertrauen in den Kommandanten ein U-Boot leistungsfähig wäre.

Auch der Dienst der Mannschaft während der Tauchfahrt erfordert Erziehung und Selbstbeherrschung. Wir wissen voll und ganz, daß es nicht leicht für sie ist, zumal in Kriegszeiten,

*) Aus: „Als U-Bootskommandant gegen England“ von Kapitänleutnant Freiherr v. Forstner mit freundlicher Genehmigung des Ullsteinverlags (Ullstein-Kriegsbücher 1 Mark).

ohne selbst etwas zu sehen, vom Kommandanten durch feindliche Gewässer geführt zu werden. Doch sie kennen sich gegenseitig, die ganze Besatzung eines kleinen U-Bootes. Vom Kommandanten bis zum jüngsten Matrosen und Heizer

förderung zum Deckoffizier zu dienen. Verhältnisse in seiner Familie ließen ihn aber den Gedanken aufgeben. Als einziger Sohn mußte er die Schlosserei seines schon kränklichen alten Vaters übernehmen.



Versenkter Dampfer.

wissen sie, daß ein jeder an seiner Stelle der richtige Mann ist, und in diesem Gefühl versehen sie ruhig ihren Dienst.

Ein kleines Beispiel möge beleuchten, wie sehr es immer der Wunsch der Leute unten im Boot ist, auch einmal während der Tauchfahrt nach oben sehen zu dürfen.

Lange vor Ausbruch des Krieges sollte ein Heizer meiner Besatzung zur Entlassung kommen. Er hatte sich seinerzeit, ungefähr bei der Gründung unserer U-Bootswaffe, freiwillig für diesen Dienst gemeldet und seine ganze dreijährige Dienstzeit auf dem ersten deutschen U-Boote abgeleistet. Er war ein prächtiger Kerl, dem man alles anvertrauen, auf den man sich in jeder Hinsicht, auch in schwierigster Lage, verlassen konnte.

Ungern sahen wir ihn daher scheiden, auch er selbst hatte oft geschwankt, ob er nicht seinen Zivilberuf opfern sollte, um weiter auf Be-

An dem Tage vor seiner Entlassung machten wir noch eine längere Übungs-Tauchfahrt. Ich fragte ihn, ob er noch einen besonderen Wunsch hätte. Ich hatte dabei gedacht, daß er noch einmal uns allen seine Geschicklichkeit zeigen wolle.

Doch nichts derartiges. Treuherzig bat er mich nur: „Herr Kapitänleutnant! Ich bin nun die ganzen drei Jahre auf einem Unterseeboot gefahren, aber ich habe noch niemals unter Wasser durch das Sehrohr gucken dürfen. Könnte ich das vielleicht einen ganz kurzen Moment einmal machen?“ Sichtbar beglückt schaute er dann. Lange ließ ich ihn ruhig gewähren. Über die Oberfläche des Meeres sah er zum allerersten Male nach oben auf die weite, weite Wasseroberfläche, unter der er den größten Teil seiner dreijährigen Dienstzeit vollbracht hatte.

Noch später schrieb er mir aus seiner Heimat, daß dieser Tag für ihn doch der schönste seiner

ganzen Dienstzeit gewesen sei, und daß er es niemals vergessen könnte, wie herrlich es doch wäre, so von unten über das Wasser hinaus sehen zu können.

Das kleine Erlebnis kennzeichnet den glühendsten Wunsch unserer Leute. Mich hat es darauf aufmerksam gemacht, eine wie große Freude ich meiner Besatzung hierdurch leicht bereiten konnte. Wenn es sich bei Übungsfahrten machen ließ, holte ich deshalb später mit der Zeit immer einen nach dem anderen herauf zu mir in den Kommandoturm, bis sie alle einmal unter Wasser durch das Sehrohr geschaut hatten.

Späteren U-Boots-Kommandanten kann ich nur raten, gelegentlich das Gleiche zu tun. Die brave Mannschaft wird das stets dankbar empfinden.

Nur selten sehen wir bei Tauchfahrten durch das Wasser Fische. Sie werden durch das Geräusch des an den Bootswänden vorbeistreichenden Wassers und durch das Lärmen der Schrauben aus unserer Nähe geschreckt. Der einzelne Fisch kann uns sehr schnell aus dem Wege gehen.

Anders ist es, wenn wir in große Schwärme von Fischen kommen. Diese können nicht so schnell ausweichen, da sie sich alle gegenseitig behindern. Versuchen tun auch sie es natürlich.

Verschiedentlich kamen wir in Herings- oder Sprottenschwärme, und niemals werden wir dieses schöne, herrliche, aber auch komische Bild eines durch uns aufgeschreckten Schwarmes von Fischen vergessen. In höchster Angst versuchen alle, aus unserer gefahrdrohenden Nähe zu entweichen. Jeder stößt hierbei an den Nachbar, und in allen Stellungen nach unten, nach oben, wie nach allen Seiten schwimmend, streben sie mit höchster Aufbietung ihrer Schwimmkraft danach, uns so bald als möglich zu entrinnen. Wie ein silbernes seidenes Tuch, durch das Wasser an uns vorbeigetragen, glitzert und funkelt das hellstrahlende Kleid eines solchen Fischschwarmes dann vorüber.

Einmal ist es mir nach solch einer Fahrt durch riesige Sprottenschwärme gelungen, die Fischer eines Ortes, von dem unsere Übungsfahrten ausgingen, auf das Nahen der schon sehnhchst erwarteten reichen Fänge aufmerksam zu machen. Ihr ursprünglicher Ärger, daß wir ihnen die Fische mit den U-Booten verjagen würden, wandelte sich dann am nächsten Tage in große Freude, weil sie mit reicherer Beute als seit Jahrzehnten heimkehren konnten.

Liegen wir aber mit dem Boote auf dem Grunde des Meeres still, so ist es uns öfter vergönnt, dem Leben der Fische zuzuschauen. Kein Geräusch dringt dann nach außen, das die Fische in der Nähe abhalten könnte, den sonderbaren Eindringling in ihr Reich einer genaueren Musterung zu unterziehen.

Das durch die Fensterscheiben des Turmes in das Wasser hinausleuchtende Licht der elektrischen Lampen lockt von weitem die Fische, die mit verwunderten Augen zu uns hereinglotzen. Mißtrauisch müssen sie schön sein, denn meist kommen sie zunächst nicht bis ganz an die Scheiben der Turmfenster. Haben sie dann nichts Verdächtiges bemerkt, so wagen sie einen weiteren Vorstoß auf die Lichtquelle, bis sie nach einem harten Stoße ihres Kopfes an die Scheiben erschrocken das Weite suchen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das im Wasser brennende Licht die Fische ebenso anlockt wie der helle Schein der Laternen in der Luft Vögel und Insekten. Aus Gründen des Fischereischutzes ist es daher in vielen Ländern verboten, dem Fischfange mit unter Wasser leuchtenden Lampen nachzugehen. Das würden auch nur große Fischereigesellschaften mit Fischdampfern tun können und dadurch die kleinen selbständigen Fischer sehr benachteiligen. Auch wäre ein übermäßiges Abfangen von Fischen in einer Gegend zu befürchten.

Stundenlang kann man dem Spiel der Fische und auch dem Vorbeisegeln der Quallen im Wasser zuschauen. Man kommt sich vor wie in einem Aquarium, nur sind die Fische nicht in engen Kästen eingesperrt und können sich frei in der weiten See bewegen, während wir in dem Kasten drin sitzen und an unsern Platz gebannt sind. Allerdings brauchen wir dafür auch kein Eintrittsgeld zu bezahlen.

So gibt es bei unseren schönen Unterwasserfahrten des Interessanten genug zu sehen und zu erleben, auch geht es ganz lustig in „unserer Röhre“ zu.

Dies ist eine Bezeichnung für unser Bootsinneres, das vollkommen kreisrund, also von Röhrenform ist.

Die runde Röhrenform ermöglicht es nämlich, bei einer verhältnismäßig kleinen Wandstärke dem größten Wasserdruck zu trotzen, da der Druck auf den runden Körper von allen Seiten gleichmäßig wirkt.

Eine Menge der bekannten Lieder oder Gassenhauer haben wir uns für unsere U-Bootszwecke etwas umgedichtet. Oft haben wir dabei unter anderem in frohem Kreise nach der bekannten Melodie: „Immer an der Wand lang“ das kleine Vers'chen gesungen:

„Und so ziehn wir still und leise
Immer auf dem Grund lang,
Immer auf dem Grund lang,
Machen unsere U-Bootsreise
Immer auf dem Grund lang,
Immer auf dem Grund lang,
Drehen uns herum im Kreise
Immer auf dem Grund lang,
Immer auf dem Grund lang,
Nach der allbekanntesten Weise:
Immer auf dem Grund,
auf dem Grund entlang!“

Berichte.

Unterrichtsfragen.

(Zu dem Artikel „Unterrichtsfragen“ in Heft Nr. 23, Seite 10.)

Man sollte sich darüber klar sein, daß mit diesen Internierten-Unterrichtskursen eine ganz neue und eigenartige Organisation geschaffen worden ist. Wir haben vollere Erwachsene Leute vor uns, verschiedenen Alters, verschiedenen Standes und fertig ausgeprägte Charaktere. Um ihnen das zu geben, was die Volksschule nicht bieten konnte oder was sie während der langen Zeit des Krieges und der Gefangenschaft vergessen haben, dazu gehört vor allen Dingen ein außerordentlich feines Taktgefühl von Seiten des Unterrichtenden.



Savognin.

Wir können nicht ohne weiteres Unterrichtsziel und Stoffplan festlegen wie in der Schule. Dort kenne ich den Erfahrungskreis der Schüler auf jeder Stufe ziemlich genau, hier tasten wir ins Ungewisse hinein. Dort heißt es: aufbauen, hier: ausbauen. Teilziele können wir aufstellen, ein bestimmtes Endziel nicht.

Einen Stoffplan von vornherein festzulegen, sich an ein totes System zu binden, halte ich für verfehlt, wenigstens was die elementaren Fächer anbetrifft wie Rechtschreibung, Lesen und Rechnen. Anders ist es mit der Buchführung, ein in sich abgeschlossenes Gebiet und nicht zu umfangreich, daß man es in einer bestimmten nicht zu langen Zeit abschließen muß.

Den Rechtschreibunterricht denke ich mir wie folgt. Ich lasse zu Beginn einige Diktate, Aufsätze oder Briefe schreiben, ohne zu helfen und ohne diese Arbeiten auf einen besonderen Zweck zugeschnitten zu haben. Nach dem Ergebnis teile ich die Leute in Befähigte und weniger Befähigte ein. Sonst müßte ich einen Mittelweg einschlagen, womit keinem gedient, der für die einen zu tief, für die andern zu hoch, der für beide Teile also langweilig und ohne Interesse wäre. Und das Interesse ist ein Faktor, den man nicht übersehen darf. Nur die Freude an einer Sache führt vorwärts. Dann würde ich die Fehler aus den genannten Arbeiten zu besonderen Fehlergruppen zusammenstellen. Und nun ist ein Plan da, und es gilt, die Fehler nacheinander methodisch zu überwinden. In den neuen schriftlichen Arbeiten, die nun einem bestimmten Zwecke dienen müssen, werden neue Fehler auftauchen, die zu vermeiden sind. So stellen die Schüler selbst den Plan auf. Man hat kleine, geschlossene Aufgaben, die einen Zweck in sich selbst haben, und doch öffnen sich der Arbeit immer neue Schaffensgebiete. Ob

der Krieg noch ein halbes Jahr dauert oder länger, kommt für diesen Plan nicht in Betracht.

Ähnlich würde ich mit dem Rechenunterricht beginnen, Fühlung, Boden suchen und Lücken, und da anfangen, auszubauen.

Der Leseunterricht sollte sich recht zwanglos gestalten. Hier kann man Unterhaltung und selbsttätige Arbeit verbinden. Als Stoff wähle ich kleine Erzählungen unserer besten Schriftsteller — Gedichte erst später. Einer liest, die anderen hören zu, ohne nachzulesen und sollen dann selbst urteilen, was recht und was mangelhaft war. Aufmerken, urteilen und sich aussprechen, das sind drei wichtige Arbeiten und werden auf diese Weise unsern

Schülern Freude machen. Zugleich ist diese Art des Leseunterrichts ein Stück „Kunsterziehung“.

Lehrer und Schüler sollen Kameraden sein. Freude, Arbeitsfreude belebe den Unterricht! Dann werden die Früchte für beide Teile reifen; denn auch der Lehrer wird von und an seinen Schülern lernen.

O. Pörschmann, Int., z. Z. Bern.

Savognin

im Oberhalbstein, an der Straße über den Julier, ist ein reizendes Gebirgsdorf, 1256 m über dem Meeresspiegel, idyllisch zu beiden Seiten der Julia gelegen. Wenn man sich von Tiefencastel oder Mühlen her dem Dorfe nähert, treten die Berge zurück und es bildet sich ein ziemlich breites Tal. Weideland drängt sich heran und Ackerkultur wird sichtbar. Bald ist man in einem ausgedehnten, in sanfter Hügelschwung sich hebenden wiesigen Gelände, in dessen Mitte, mit seinen Ausläufen das Gebirge berührend, die Ortschaft Savognin erscheint. Hohe Kirchturmspitzen überragen Hüben und drüben die roten und schwarzen Dächer, grüne Fensterläden auf weißen Häuserwänden blicken lustig unter überstehenden Dächern hervor. Längliche, von Stützpfeilern unterbrochene, im Sommer blumengeschmückte Holzbalkons geben den Häusern ein gemütliches und frohes Ansehen. Wer die Augen aufmerksam umhergehen läßt, findet manch wunderlichen Ansatz zu einer originalen einheimischen Holzschnitt- und Baukunst. Das ist die neue Heimat für 45 deutsche Internierte, die hier in stiller Zurückgezogenheit fern vom Kampfgetümmel den weiteren Kriegereignissen zuschauen. Der Ort macht den Eindruck der Gedicgenheit und Wohlhabenheit. Und

so wirken auch die Menschen. Sie haben ein freies selbstbewußtes Auftreten und bringen den Internierten großes Interesse entgegen. Ihre Muttersprache ist romanisch, doch sprechen fast alle auch deutsch ebensogut, welches die offizielle Amtssprache und in den Schulen obligatorischer Unterrichtsgegenstand ist.

Die ersten deutschen Internierten kamen im Juni 1916 hierher und wurden im Kurhaus Piz Michel untergebracht. Während des Sommers blieb die Zahl der Internierten mit Rücksicht auf die im Kurhaus wohnenden Kurgäste auf 20—25 Mann beschränkt, im Herbst 1916 wurde sie auf 40 Mann erhöht und im Dezember wurden von Davos zwei Offiziere hierher versetzt.

Die hier Internierten sind zum größten Teile geheilt und wieder arbeitsfähig, aus welchem Grunde eine Hausschuh-Werkstätte von der Gefangenenfürsorge (Pro Captivis) eingerichtet wurde. Ebenso sind Unterrichtskurse geschaffen für Deutsch, Rechnen, Schreiben, Buchführung, Stenographie und Französisch.

Unter den Internierten hat sich auch eine Theatergruppe gebildet, die von Zeit zu Zeit ihre Kameraden sowie die Einwohner von Savognin mit Theaterspiel, Gesang und Vorträgen ernster und heiterer Natur unterhält. So wurden an Weihnachten aufgeführt: „Josef Heiderich“, ein sehr ergreifendes Drama aus ernster Zeit in einem Akt und „Die beiden Herren Leutnants“, ein Schwank, ebenfalls ein Akt. Ebenso hat sich die Gruppe zu Kaisers Geburtstag bemüht, ihre Kameraden und deren Gäste zu unterhalten, was ihnen vorzüglich gelang, indem sie zu diesem Abend hübsche Soldaten-Kouplets und einige Rezeptionen zum Besten gaben.

Die freie Zeit, die die Internierten haben, wird tüchtig durch Rodel- und Skisport ausgenützt, wozu der Deutsche Klub in Davos hilfreiche Hand geboten hat bei der Beschaffung von Rodelschlitten und Skiern.

Jede Woche findet ein größerer Ausflug zu Fuß oder mit Skiern und Schlitten statt, damit durch das Kennenlernen der herrlichen weiteren Umgebung den Internierten etwas Abwechslung geboten wird. Unser Internierungs-Platzkommandant und Arzt, Herr Major Albrici, bringt den Internierten bei diesen Gelegenheiten das größte Interesse entgegen und freut sich selbst, wenn er seinen Pflegebefohlenen möglichst große Abwechslung bieten kann. Ski- und Rodelsport sind nun vorüber; dafür wird uns der kommende Frühling, der für uns in Savognin besonders reizvoll zu werden verspricht, voll und ganz entschädigen.

Peutl.

Interniertenhochzeit in Oberegg.

Von einer Hochzeit mit Hindernissen, die jedoch alle glücklich überwunden wurden, wird uns berichtet. In Oberegg fand die Trauung des Vizefeldwebels Ganter statt. Sie hatte schon einmal stattfinden sollen — alle Familienmitglieder waren schon versammelt, alle Vorkehrungen getroffen, der Pfarrer bestellt, die entsprechende Hochzeitsstimmung dito, als plötzlich die Entdeckung gemacht wurde, daß eine Urkunde, die unbedingt zum Hochzeitmachen nötig war, fehlte. Die Braut mußte wieder abreisen, die Hochzeit zum großen Schmerz beider verschoben werden. Nach etlichem Hin- und Hertelegraphieren, das einige Zeit dauerte, traf endlich das verhängnisvolle Stück Papier ein und die auf diese Weise doppelt interessante Hochzeit konnte stattfinden. Daß das gewesene Hindernis den gegebenen Stoff lieferte für den Humor des Tages, läßt sich denken. Kaum hatte das Paar sich bei prächtigstem Hochzeitsweiser zu der landesüblichen Fahrt nach Appenzell in Bewegung gesetzt, als ein von zwei Internierten über die Straße gespanntes Seil sie plötzlich wieder an das schon einmal genommene Hindernis erinnerte. Erst nach Spendung eines kleinen Lösegeldes konnten sie weiterfahren. Auch der Abend brachte bei ihrer Rückkehr nochmals Neckereien eines fahrenden Kameraden Sängers, Gesang mit Illustrationen, zur allgemeinen Heiterkeit. Schon nach der Trauung hatte der Anstalts-Gesangverein das junge Paar bei einer gemütlichen

Kaffeetafel mit einigen Liedern begrüßt. Wir rufen ihm zu, wie der Berichtstatter, Gefreiter Petri in Oberegg, an letzter Stelle seines Berichtes: Glückauf im ganzen ferneren Leben.



Davos.

Am 7. März verheiratete sich hier der Soldat Wilhelm Jakob Zehender mit Fräulein Ida Gurdner. Herr Pfarrer Fahrenberger von der Pauluskirche segnete das Brautpaar ein und die Damen Frau Dr. Semadeni und Frau Direktor Federmann richteten freundlicher Weise das Hochzeitsmahl aus. — Am 20. März verheiratete sich hier ferner der Unteroffizier Alfred Paulick mit Fräulein Beda Neumeister. Die Trauung fand in der Pauluskirche statt. Im Anschluß daran spendeten lebenswürdiger Weise Herr und Frau Konsul Burchard der Hochzeitsgesellschaft Kaffee und Kuchen.

Am 21. März erlag der hier internierte Soldat Heinrich Steinmeyer aus Ändendorf, Grafschaft Schaumburg, einem Lungenleiden, das er sich während der Gefangenschaft in Marokko zugezogen hatte. Er war 31 Jahre alt und hinterläßt Frau und Kind. Am 24. März wurde er mit militärischen Ehren auf dem hiesigen Friedhof begraben. Ehre seinem Andenken.

Bazar deutscher Interniertenarbeiten.

Die Ehrendamen der Interniertenhäuser in Davos haben uns Internierte durch neue Fürsorge zu neuem Dank verpflichtet. Sie haben am Dienstag, den 13. März,

in dem Kurhaussaal einen Bazar veranstaltet, der weiteren Kreisen zeigen sollte, was die deutschen Internierten in dem friedlichen Wettstreit der Arbeit geleistet haben. In dem Saal waren geschmückte Verkaufsbuden aufgeschlagen, in denen die Waren von unseren Wohltäterinnen feilgehalten wurden. Es war ein hübscher Erfolg der hier eingerichteten praktischen Kurse, daß so viele tüchtige Holz- und Papparbeiten ausgestellt werden konnten; die Nadelarbeiten verrieten so viel Geschmack und Sachkenntnis, daß man, wenn es möglich wäre, an das Sprichwort vom fremden Kalbe gedacht hätte. Nur einer — Hans Gürtler heißt der Bedauernswerte — ist nach seinem eigenen Geständnis ein so ungeschicktes Stück Möbel, daß alles, „was er in die Hände nimmt, von vornherein verpuscht ist“ und siehe, er hat „Kriegsblätter“ gesammelt, ein nettes Büchlein geschrieben, das Verfasser und Leser erfreuen muß. In einem benachbarten Saal, wo bei Interniertenkonzert Kaffee und Tee gereicht wurde, hatten ein Deutscher und ein ungarischer Notar Gegenstände ausgestellt, die sie in französischer Gefangenschaft — jener aus Holz und dieser aus Knochen — meisterhaft geschnitzt hatten.

Es wurde fleißig gekauft, auch manches bestellt, das später geliefert werden soll. Der Verdienst kommt den Internierten zugute, das Verdienst aber gebührt den Damen die nicht nur mit ihren Geschäftstalenten, sondern auch für ihre geschmackvollen Handarbeiten, für die Kuchen und Torten, Braten und Salate zur Freude aller Beteiligten die ersten Preise davontrugen. Bei ihrer Arbeit wurden sie durch Sänger und Tänzer, Vortragende und Schauspieler beiderlei Geschlechts freundlichst unterstützt, die mit ihren künstlerischen Darbietungen die Käufer und Nichtkäufer in bester Stimmung bis zum späten Abend beisammen hielten. Nur schade, daß denen allen, die für die Internierten Herz und Hand allezeit offen haben, bloß ein kleiner Bruchteil von dem Erfolg ihrer Arbeit zu Gesicht kommt; wieviel Fleiß und Geschick in dem Interniertenunterricht Tag für Tag und Woche für Woche zu eigenem Nutzen und zum Vorteil unseres deutschen Vaterlandes auf Erfolg hinarbeitet, das zu sehen, wäre für die Damen und Herren, die nun schon über ein Jahr in diesem Samariterdienst stehen, gleichfalls ein wohlverdienter Dank, der sie für manche unangenehme Erfahrung etwas entschädigen könnte.

Und dann noch eine Bitte an die Abteilung für das Gefangenwesen bei der Deutschen Gesandtschaft in Bern. Noch interessanter als die Handarbeiten der Internierten wäre für die Zukunft das, was in den Gefangenenlagern mit den einfachsten Werkzeugen geschaffen wurde und wird. Wer die Stühle und Tische, die Lampen und Brenner, die Musikinstrumente und Schiffe, die Schachfiguren und Fingerringe fast aus dem Nichts dort entstehen sah, der hatte Robinson und in ihm die von der Natur zur Kultur vorwärts drängende Menschheitsentwicklung im engsten Rahmen vor Augen und es äußerte mancher den Wunsch, daß auch diesen Leistungen hinter der feindlichen Front in dem Zeughaus des Weltkrieges ein bescheidenes Eckchen eingeräumt werden möchte. Soll der Gedanke verwirklicht werden, so müssen die Arbeiten gesammelt werden, ehe es zu spät ist; und dazu möchten diese Zeilen hier anregen.

K.

Zürich.

Elly Ney-Abend.

Den Schülern der technischen Interniertenschule wurden in letzter Zeit Kunstgenüsse vornehmster Art zuteil: eine Züricher Wohltäterin, Frau L. Reiff von Sartorius, veranstaltete in ihrem schönen Heim einen Konzertabend des Elly Ney Trios, zu dem die Künstler in schöner Bereitwilligkeit sich zur Verfügung gestellt hatten. Die liebenswürdige Gastgeberin hatte sich der Mühe nicht verdrießen lassen, 70 feldgraue Gäste in so glücklicher Weise unterzubringen, daß an sich schon die Anordnung und Ausnutzung der mit auserlesenem Geschmack ausgestatteten Räume eine weihvolle Stimmung wachrief. Das rühmlichst bekannte Trio, dessen eigentliche Seele die Künstlerin ist,

die ihm den Namen gab, spielte ein Brahmstrio (H-Dur) mit unerreichter Meisterschaft. Abgesehen von der vollendeten technischen Wiedergabe, der unvergleichlichen Einheitlichkeit des Zusammenspiels sprach aus jedem Satze des Werkes die herrliche Offenbarung nachschöpferischer Kraft, ein tiefes inneres Schauen und Erleben des deutschen Meisters. Die wunderbare Ausgeglichenheit der vom Klavier bald getragenen und beherrschten, bald begleiteten und untertönten Streichinstrumente, das organische Eingliedern des Einzelnen in die allgemeine Idee der Wiedergabe ist nur möglich, wenn zwischen den ausführenden Künstlern ein starkes seelisches Band besteht. Die Meisterschaft des Elly Ney-Trios liegt nicht so sehr in technischer Vollendung als in der Harmonie gemeinsamen Empfindens die aus einer schönen und tiefen Freundschaft der Künstler entspringt. Das trat auch in der vollendeten Wiedergabe des zum Schluß vorgetragenen Beethoventrios (B-Dur) hervor.

Den Höhepunkt des Abends bildeten einige zusammenhanglos gewählte Klavierstücke (Walzer von Brahms, Walzer und Trauermarsch von Chopin, Impromptu und Militärmarsch von Schubert) in genialer Ausdeutung von Frau Elly Ney, der „Königin aller Pianistinnen“ vorgetragen. Da erlebte man, was in Elly Neys starkem deutschen Frauengemüt an nachschöpferischer Kraft liegt, da offenbarte sich die große, hinreißende Leidenschaftlichkeit ihres Spiels neben feinstem zartesten Empfinden, eine tiefgründige Denkerseele in einem mächtigen an Beethoven erinnernden Haupt neben einem heitern, harmlosen, lieben Gemüt. Mit glücklichem Griff hatte die Künstlerin Stücke gewählt, die leicht aufgefaßt werden konnten. Der vielgehörte Trauermarsch wurde unter ihren Händen zu etwas ganz Neuem, noch nie Gehörtem. Der Schubertsche Militärmarsch, den mancher der Anwesenden in seiner Jugend einst vierhändig mißhandelt hatte, erfuhr durch die kraftvolle Wiedergabe eine Auferstehung — es war, als tönte trotziger, todentschlossener Männermut und Pflichtbewußtsein, heitere helle Soldatenfreude und der stramme Rythmus des militärisch geschulten Körpers aus den Saiten. Wahrlich, Elly Ney ist eine Fürstin der Kunst.

So kraftvoll und vielseitig wie sie sich am Flügel offenbart hatte, so natürlich und anmutig trat sie nachher mit den Feldgrauen ins Geplauder. Da erschloß sich ihr heiteres deutsches Rheinländergemüt.

Der Genuß wurde dadurch noch erhöht, daß die äußere Aufmachung in wundervoller Übereinstimmung mit der künstlerischen Wiedergabe der Meisterwerke blieb. Das Zusammensein mit den Gastgebern und Künstlern gab dann noch dem großen Erlebnis die Untertöne, die zu dem unauslöschlichen Eindruck führten, den jeder mit nach Hause nahm.

Zum guten Ende folgten den geistigen Genüssen noch einige Freuden aus Küche und Keller, die ein Soldatenherz wohl zu schätzen weiß. Was doch ein deutsches Frauengemüt an unermüdlicher Fürsorge alles zu ersinnen vermag! Den liebenswürdigen Gastgebern und Künstlern sei auch von hier aus noch einmal ehrlicher Dank gesagt für das Glück und die Zufriedenheit, welche sie an jenem Abend um sich verbreiteten.

Generalkonsul Geheimrat Henneberg hatte an zwei Tagen seine prächtige Gemädegalerie den Internierten Zürichs geöffnet und ihnen eine Besichtigung der fürstlich eingerichteten Wohnräume seines prächtigen Heims gestattet. Der lebhafteste Besuch bewies, mit welcher Dankbarkeit das liebenswürdige Anerbieten aufgenommen worden war. Die Sammlung ist reich an echt deutschen Meistern; sämtliche große deutsche Schulen sind in ausgezeichneten Werken vertreten. Neben den älteren Düsseldorfern finden sich Münchner, Berliner, Karlsruher u. a. Meister: Achenbach, Lier, Claus Meyer, Gebhard; Uhde, Stuck, Piloti, Schuch, Lenbach, Zügel, Leibl; Leistikow, Liebermann, Knaus, Menzel, Trübner, Thoma, daneben schweizerische Meister wie Hodler, Welti, Stäbli. Die Riesenleinwand Faber du Fauvres „Schlacht von Bazeille“ und „Die Barrikade“. Wilhelm Diez' flotte Soldatenbilder erregten das lebhafteste Interesse der feldgrauen Besucher. Spitzweg und Württemberger wurden nächst ihnen am meisten beachtet. Die

Wohnräume im unteren Stock sind mit wertvollen Gobelins und prachtvollen kunstgewerblichen Arbeiten geschmückt. Der Besuch bot jedem eine Fülle reicher Anregungen.

Walzenhausen.

Traung.

Daß unsere Internierung in der Schweiz uns über den erstreuten und vielfach so glücklich erreichten Hauptzweck, die körperliche Gesundheit, hinaus hoch zu schätzende Vorteile auch in manch anderer Hinsicht gebracht hat, ist schon oft und mit Recht betont worden. Erfreuen wir uns doch hier der großartigen Schönheiten eines Landes, das Mutter Natur mit den wunderbarsten Reizen der Bergwelt begabte, genießen wir doch Freundschaft und Zuneigung vieler Tausend stammverwandter Schweizer, Kopf und Hände der Genesenen können wiederum nutzbringender Tätigkeit obliegen, wirtschaftlich wurde uns wirksam geholfen und der persönlichen Freiheit sind wir ein gut Stück näher gekommen.

Diese erweiterte Freiheit ist für uns das teuerste Geschenk, denn sie bildete in den Tagen der Gefangenschaft den Gegenstand unserer größten Sehnsucht. Ihre schönste Frucht wiederum ist die Möglichkeit, daß wir schon jetzt, ehe noch das Morgenrot des Friedenstag leuchtet, ein Wiedersehen feiern können mit den Geliebten aus der Heimat, daß sie uns hier aufsuchen und dadurch sich und uns das Vertrauen stärken können auf die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit des dauernden Vereintseins miteinander.

Das Entgegenkommen unserer deutschen und der schweizerischen Behörden hat es weiterhin ermöglicht, daß solche Hoffnungen schon auf Schweizer Boden in die Tat umgesetzt werden können, indem einerseits zahlreichen Internierten gestattet wurde, ihr vom Kriege jäh unterbrochenes Familienleben wieder einzurichten, d. h. Gattin und Kinder zu sich zu nehmen und einen eigenen Hausstand zu führen, andererseits die Erlaubnis zur Eheschließung

erteilt wurde. Wenn diese Vergünstigungen auch nur für wenige in Betracht kommen, so steht ihr hoher Wert trotzdem außer Zweifel, denn sie bedeuten für Seele und Gemüt der Betroffenen dasselbe, was die Heilung der Leiden und Wunden des Körpers für die Allgemeinheit der Internierten bedeutet.

Außerlich betrachtet, tragen besonders die Interniertentrauungen den Stempel des Außergewöhnlichen. Gelingt es im einzelnen Falle, durch Anteilnahme der Kameraden und Freunde eine solche Hochzeit zum freudigen Ereignis aller Internierten und Interniertenfreunde eines ganzen Ortes zu gestalten, so ist eine solche Feier in ihrer Art ebenso erhebend und unvergesslich für Brautpaar und Beteiligte, als ob sie in friedlicher Zeit unter normalen Verhältnissen stattgefunden hätte.

In diesem Sinne wird auch die Hochzeit unseres Kameraden Heizer Geisler von S. M. S. Blücher stets in freudigem Andenken bleiben. Er war aus Bern gekommen, um sich in der Kirche zu Walzenhausen mit seiner aus Deutschland hergereisten Braut von Herrn Pfarrer Frick trauen zu lassen. Der Feier wohnten die internierten Herren Offiziere und sämtliche Kameraden bei, im Übrigen war die blumengeschmückte Kirche von zahlreich erschienenen Ortseinwohnern gefüllt. Herr Pfarrer Frick nahm die feierliche Handlung in der Uniform eines Schweizer Feldgeistlichen vor. In warmen Worten sprach er von den vielerlei Gefahren, die der Krieg der Vereinigung in den Weg gestellt hatte und von ihrer glücklichen Überwindung. Orgelklang und Gesang der Internierten verschönten die kirchliche Feier. Danach fanden Brautpaar und Gäste freundliche Aufnahme und Bewirtung in einer Schweizerfamilie. Eine besondere Überraschung bildeten drei Geldgeschenke, die dem Brautpaar von den Offizieren, den internierten Unteroffizieren und Mannschaften und der deutschen Kolonie gespendet wurden. Den Abend des Freudentages verbrachte das Brautpaar im Kreise der Internierten, die sich zu einem Unterhaltungsabend zusammengefunden hatten. Dem jungen Paar nochmals viel Glück!
H. (Intern.)

Von unsern Frontkameraden.

Zwei tapfere Artilleristen.

Am 26./27. 9. 16 begleiteten die Engländer ihre umfassenden Angriffe mit einem alles bisherige übersteigenden Artilleriemassenfeuer. Keine Zufahrtsstraße, keine Batteriestellung blieb verschont.

Die erste Batterie eines Feldartillerie-Regiments schoß am 26. 9. schon von Tagesbeginn an fast ohne Unterbrechung auf die feindlichen Gräben, um die darin bereitgestellten Sturmtruppen niederzuhalten. Ab und zu sah man einzelne Leute den feindlichen Gräben verlassen und im Vorgelände verschwinden. Plötzlich war nachmittags die telephonische Verbindung zwischen der Batterie und der Beobachtungsstelle zerstört, obwohl sie durch ein tiefeingegrabenes Kabel ging.

Trotz des anhaltenden starken Feuers machten sich dann die Gefreiten Salzer aus Gerbstadt bei Halle und Eick aus Stettin auf, um die schadhafte Stellen aufzusuchen und wenn möglich auszubessern. Es gelang ihnen auch, das ganze Kabel abzugehen und festzustellen, daß es an acht Stellen durchschlagen war. Es ganz wiederherzustellen, war nicht sofort möglich, das erforderte mehrere Tage Arbeit. Aber durch Dazwischenschalten von Luftleitungen gelang es, am

Morgen des 27. Septembers eine Verbindung zwischen Beobachtungsstelle und Batterie wiederherzustellen. Gleich danach verließen die englischen Sturmlinien in dichten Wellen den Graben und gingen zum Angriff vor. Dank der wiederhergestellten Leitung konnte die Batterie sofort mit ihrem Sperrfeuer einsetzen. Der Angriff wurde abgeschlagen.

Eick, der kurz zuvor schon wegen Auszeichnung vor dem Feinde zum Gefreiten befördert war, erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, Salzer besitzt diese Auszeichnung schon länger.

Das feindliche Flugzeug zwischen den Kampfstellungen.

Am 1. Juli 1916 wurde ein englischer Doppeldecker mit zwei Motoren zwischen den deutschen und den feindlichen Linien jenseits der Somme zur Landung gezwungen. Der Gefreite Fritz Scholz von der vierten Kompagnie des vierten Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63, Sohn des Fabrikaufsehers Wilhelm Scholz aus Sacrau, Kreis Oels, bemerkte das und faßte den Entschluß, über die Somme zu fahren und das feindliche Flugzeug zu vernichten. Schnell sprang

er in einen kleinen Kahn und ruderte langsam und vorsichtig, um nicht vom Feinde bemerkt zu werden, über die Somme, die von der feindlichen Artillerie stark unter Feuer gehalten wurde. Glücklicherweise erreichte er das jenseitige Ufer und

viertel Stunden weit. Jeden Morgen drei Fuhren, macht sechsmal dreiviertel Stunden, macht vier-einhalb Stunden nach Adam Riesen. Dann ist sie auf Wäsche gegangen, dann Mittagkochen, dann wieder Wäsche und abends wieder ihre



Deutsche Husarenpatrouille am Ochridasee.

schlich sich, meist auf dem Bauche kriechend, an das Flugzeug heran. Die beiden Insassen, zwei englische Offiziere, waren bereits tot. Scholz nahm den Höhenmesser, einen photographischen Apparat, den Tourenzähler und einen Offiziershelm mit, steckte das Flugzeug in Brand und machte sich dann auf den Rückweg. Trotz starken Feuers kam er wieder glücklich über die Somme.

Der Gefreite Scholz ist bereits mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet.

Ein Lied von einer deutschen Frau und Mutter.

Aus der Berliner „Täglichen Rundschau“ entnehmen wir folgende stimmungsvolle Erzählung:

In der „Kriegszeitung von Baranowitschi“ berichtet ein Landsturmmann von seinen Urlaubseindrücken das Folgende: Es gehört zwar nicht her, aber vielleicht nehmen Sie's doch. Also meine Frau. Sieben Kinder und von meiner Schwägerin, der ihr Mann im Westen steht, und die elf hat, was meine Frau schon lange wurmt, von der hat sie jetzt auch noch zwei in Pflege. Das war schon im Februar, und da ging sie schon morgens um fünf Uhr los und hat aufs Pachtland Dung gefahren. In der Radeberre, fast drei-

Fuhren. Und im März kam's Umgraben, Pflanzen und so, und dabei immer alle neuere versorgt. Ich wollt Ostern auf Urlaub; ganz zuletzt ging's nicht. Ich hatte kein Geld geschickt bis dahin, weil ich's als Osterhase ihr auf den Tisch legen wollte. Und verdienen tat sie nicht viel, und die Unterstützung ist gerade nicht fürstlich. Aber Klagebriefe habe ich keinen einzigen gekriegt! Und daß sie keine Butter aufs Brot zu schmieren hatten, hat sie mir auch nie in die Ohren genudelt. Überhaupt, zu Hause, das war ihr Bezirk, und da wurde ich fertig. Nun war's Pfingsten und ich fuhr auf Urlaub. Und da stand sie denn mit allen neun zum Empfang, meine gute Alte. Feste auf den Beinen, lachte übers ganze Gesicht. Braungebrannt wie eine Mohrrübe und weiß Gott, ordentlich jung geworden mit ihren 45 Jahren und blitzsauber. Und dann gings heim. Und da war alles so akkurat und blank, daß unser Hauptmann seine helle Freude gehabt hätte. Und ein Fleisch stand auf dem Tisch und ein Kopfsalat und Brot und alles. Und dann gings in den Garten raus. Ja, du mein Saitenspiel . . . Ich hab einfach das Maul aufgerissen und den Kopf weggedreht und nur so um die Ecke geschickt, wie sie mir so alles zeigte. Da war ein Zaun rundum, ganz kunstgerecht, eine Latte wie

die andere und mit Karbolineum gestrichen. Und alles von ihr. Die Beete tipp-topp. Wie vom Gärtner. Nach der Schnur. Die Wege mit Kieselsteinen, grasfrei. Alles bepflanzt und begossen, alles eine Pracht, Erdbeeren, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Möhren, fett und kräftig und eine Lust. Und alles von ihr. Und dabei hatte sie ihre Arbeit und die neune und einmal sogar noch ein krankes von der Schwägerin auf 14 Tage, weil die das Wurm nicht richtig pflegte, wie sie meinte. Und dann eine Laube in der Mitte, mit Kletterwicken und anderen Ranken umzogen, und ein Tisch drin und Bänke, einfach großartig. Und alles selber gezimmert. Alles selber aus dem Boden gestampft. Und nun die Freude, wo sie's mir zeigte und mir ansah, wie's in mir rumorte

und ich Grimassen schnitt um's nicht merken zu lassen, daß ich fast das Flennen kriegte. Wir tun hier unsere Sache. Aber der Teufel hol's: mir war's, als ob so eine Frau zehnmal mehr tät! Und ist's auch nur so ein halber Acker Land, was sie da hergerichtet hat, — ich laß mich jetzt zehnmal eher totschiagen, eh' ich's zugebe, daß so ein Kosakenhund drauftritt und meiner treuen Seele daheim ihr Werk kaputt macht oder gar sie selber anpackt. Nun steh' ich noch hundertmal fester und tu's mit Freud' und Ruhe und Festigkeit. Ich denk' eben, meine Frau ist auch was wert. Das wollt' ich bloß sagen, und an die müssen wir hier in unserer Zeitung auch mal denken.

Kunst und Dichtung.

Kriegerfrühling.

Daheim da blühen die Veilchen bald
Am Garten und Wiesenrain.
Die Bäche springen und in dem Wald
Da keimt es tagaus und tagein.
Im Dorfe unter dem Lindenbaum
Da stehen die Mädchen abends im Traum
Und eine davon denkt mein.

Sie denkt an mich wohl, der ich so fern
Im Felde still steh auf Wacht.
Dann schaut sie wohl auf zum Abendstern
Und betet für mich in der Nacht:
„O leuchte hell meinem Liebsten zu
Und stirbt er, so gib ihm die seligste Ruh!
Ich habe ihn ewig gern!“

Daheim da blühen die Veilchen bald,
Es strahlen die Berge rot.
Es wachet auf, was so morsch und kalt
Gelegen in Schand und Not.
Daheim da blühet gar still und fein
Für mich ein Mädchen und wartet mein . . .
Vielleicht auch blüht mir der Tod.

Ewald Zerbe.

Neuere Schweizer Kunst.

M. Inniger, Bern.
(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist ein gutes Zeichen für den Reichtum unseres Ländchens an Künstlern eigener Art, daß zur selben Zeit, da Hodler seinen Flächenstil fand, ein anderer bescheidener Maler, Albert Welti, sich ins Traumland der deutschen Romantik versenkte und Bilder und Radierungen schuf, die uns an den lieben Schwind gemahnen, Bilder, in denen Schumannsche Töne klingen, durch die Eichen-dorffsche Sehnsuchtsweisen ziehen. Doch damit wir nicht versinken in den Träumen der Vergangenheit, hat derselbe Künstler kleine, quecksilbrig-lebendige Blätter radiert, auf denen er uns

bald als froher Schalk, bald als ernster Denker hineinführt in das Leben der Gegenwart.



Selbstporträt Stauffers.

Auch der Impressionismus hat in der Schweiz seine Anhänger gefunden. Viele von unsern Malern haben sich — nach Buchser — am Licht berauscht, das die Landschaft, den Raum auflöst in ein Farbenflimmern; viele haben darauf verzichtet, ein wohlkomponiertes Werk zusammenzubasteln und gaben und geben sich ganz dem leuchtenden Augenblick hin, um ihn mit raschen,

nervösen Strichen auf die Leinwand zu bannen. So tut Giovanni Giacometti, so tun Otto Vautier und oft auch Cuno Amiet.

Monumentalmalerei, romantische Idylle, Impressionismus: Wir sehen, die Schweizer Maler

hin vollendete Bahnhof in Lausanne zeigen immerhin deutlich genug, daß auch unsere Baukünstler neue Wege suchen und finden.

Namen von tüchtigen schweizer Meistern der Gegenwart könnte man zu Dutzenden aufzählen,



Kentaurenkampf. Von A. Böcklin.

kennen alle Ausdrucksmöglichkeiten — es fehlt auch nicht an Expressionisten und Futuristen und an Vertretern der übrigen modernen Richtungen. Bei dieser Vielseitigkeit ist es schwierig, eine Eigenschaft heraus zu finden, die all diesen Werken eigen wäre und die man als spezifisch schweizerisch bezeichnen könnte. Immerhin mache ich darauf aufmerksam, daß die Art, starke, tiefe Farbtöne im Bild unvermittelt nebeneinander zu setzen, vielen von unsern Künstlern zusagt. Das Verschwommene, weich Lyrische liegt ihnen im allgemeinen nicht: ihre Bilder wollen in leuchtenden Farben strahlen wie der See, die Berge und der Himmel im heißen Föhn.

Große Plastiker hat die Schweiz bis jetzt nicht hervorgebracht. Die Abhängigkeit vom Ausland machte sich in der Bildhauerei bis vor kurzem viel stärker bemerkbar als in der Malerei. Selbst ein so bedeutendes Talent wie Rodin von Niederhäusern ist nicht denkbar ohne seinen Lehrer Rodin. Heute regen sich viel frische Kräfte auch auf diesem Gebiet, doch sind sie noch zu sehr Sucher, zu wenig Vollender, als daß man ihrer Art mit Worten habhaft werden könnte.

Auch in der Architektur leistet die Schweiz erst seit wenigen Jahren Bedeutendes. Karl Mosers neue Universität in Zürich und der letzt-

doch hat es keinen Wert, auch nur die Besten hier zu katalogisieren. In das Wesen ihrer Kunst führt nur das eigene Sehen hinein. Glücklicherweise bergen fast alle schweizerischen Museen gute Werke der neuen schweizer Kunst. Gehen Sie hinein und freuen Sie sich des holden Scheins! Ich glaube, Sie werden die Säle mit dem Bewußtsein verlassen, daß die Schweiz nicht nur weiße Berge und blaue Seen und grüne Matten besitzt, sondern auch Menschen und Künstler, die das, was die Natur uns in reicher Fülle geschenkt hat, durch strenge Arbeit zu einem Neuen umschaffen, zum Ausdruck ihrer Persönlichkeit, zum Kunstwerk.

Von Sängern der Befreiungskriege. Karl Theodor Körner.

Von W. Sticks.

(Fortsetzung.)

Nicht nur für seinen jungen Ruhm bedeutete Wien ein Markstein, auch sein Herz fand hier den Anfang eines höchsten, neuen Lebens. Das Mädchen, das er sein nennen wollte fürs Leben, trat ihm unter den Künstlern entgegen, die die Gestalten seiner Dichtungen in Leben und Wirklichkeit umsetzten. Antonie Adamberger, eine vornehme, gottbegnadete Künstlerin, sorgfältig

erzogen von Großvater und Tante (sie hatte ihre Eltern schon mit 14 Jahren verloren), ward Theodors Schutzgeist. Eine ganze Anzahl seiner Dichtungen sind ein poetisches Denkmal des Aufblühens und Reifens seiner unvergleichlich tiefen und edlen Gefühle. Besser als alle Erzählworte sprechen seine eigenen Briefworte jener Zeit. Der erste, dem er sich offenbarte, war sein Jugendfreund und darauf sein Vater. An jenen heißt es: „Treuer Freund! Endlich bin ich ganz, ganz glücklich; der Tod mag mich abrufen, wann er will! Ich habe von dieser Erde weiter keine Seeligkeit zu fordern. Karl, gutes treues Herz! Ich liebe einen Engel und werde geliebt, geliebt mit aller Reinheit eines zarten, jungfräulichen Gemüts. . . Ich glücklicher, seeliger Mensch! — Sieh, mir tat es weh, es jemanden zu sagen, weil ich fühle, daß niemand diese Seeligkeit ahnen kann, die in mir glüht, und weil ich Deine treue Bruderseele nicht neidisch machen will. . .“

An seinen Vater schrieb er: „. . . Weil es mir vergönnt ist, so recht offen, Freund zu Freund zu sprechen, so kann ich mir's nicht versagen, Dich, den ich nicht bloß als meinen guten Vater verehere, sondern, den ich als meinen herzlichsten Vertrauten von Jugend an zu betrachten gewohnt bin, mit dem Glücke, mit der Seligkeit Deines Theodors bekannt zu machen. Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll; Vater, ich liebe. Sieh, es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir ins väterliche Auge blicken darf und sagen kann: ich liebe, liebe einen Engel! . . . Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl. Ich darf es ohne Erröten wohl gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie, male Dir dies ungestüme Gemüt in diesem Garten von blühender Lust und berauscher Freude und Du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraustreten darf und sagen kann: hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat, den noch kein viehischer Rausch der Sinne entweihte. . . . Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es, wie ich liebe, ewig, unendlich! . . . Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte. Aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war und mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht so! Du kannst Dir denken, welche Ver-

hältnisse eine Waise, die nur eine Tante hat, aber das ist freilich eine unendlich würdige, wenn auch fast zu strenge Frau, zu überwinden gezwungen ist, besonders in dieser üppigen, großen Stadt, wenn sie als Schauspielerin sich, als Mädchen, in der größten Achtung beim Publikum erhalten soll. Sie ist die einzige, die in den ersten Zirkeln willkommen ist. . . .“

In jene Anfangszeit seines reinen Glücks fiel auch die Vollendung seines wirkungsvollsten Lustspiels „Der Vetter aus Bremen“.¹⁾

Frühzeitig beschäftigte sich Theodor auch mit historischen Stoffen, und von allen Gestalten zog ihn schließlich die des Grafen Nikolaus Zriny am meisten an, jenes ungarischen Helden, der, als er die ihm anvertraute Feste Szigeth nicht mehr halten kann, das Bollwerk in die Luft sprengt, mit den Seinigen den Untergang findet, die Türken mit hineinziehend. Einen Monat später als das Lustspiel war „Zriny“²⁾ im großen ganzen fertig. Dann kamen die Eltern und segneten das Herzensbündnis ihres Sohnes, voll und ganz die Wahl Theodors billigend. Es war eine glückliche Zeit, die die Eltern beim Sohne und in der Familie der Braut verbrachten. Darnach entstanden in kurzen Zeiträumen das Drama „Hedwig“³⁾ und das Trauerspiel „Rosamunde“.⁴⁾

Der 23. September 1812, Körners 22. und letzter Geburtstag, war der harmonischste und reichste seines jungen Daseins. „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen, und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zu ewigem Frieden aufgeküßt. Ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen kann.“

Ende 1812 gelangte „Zriny“ zur Uraufführung und diesmal ausnahmsweise statt im Burgtheater im Theater an der Wien. Es wurde mit großer Begeisterung und Huldigung für den jungen Dichter aufgenommen.

Kurze Zeit darauf folgte die Erstaufführung der „Hedwig“, die ebenfalls großen Beifall erntete.

Den sich steigernden Erfolgen reihte sich eine unerwartet glänzende Lebensgestaltung an. Fürst Lobkowitz, der Intendant des Burgtheaters, machte Körner das Anerbieten, zum Hoftheaterdichter ernannt zu werden. Theodor unterschrieb und war k. k. Hoftheaterdichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden. Verpflichtet war er, im Jahre zwei große und zwei kleinere Stücke zu schreiben. Jedes weitere Stück sollte reichlich honoriert werden.

Körner war übergücklich und des Vaters Briefe reden eine vaterstolze, frohe Sprache, und stets stand er dem Sohne mit seinen tiefgründigen Erfahrungen und Ratschlägen zur Seite.

¹⁾ „Der Vetter aus Bremen“, Reclam 172.

²⁾ „Zriny“, Reclam 166.

³⁾ „Hedwig“, Reclam 68.

⁴⁾ „Rosamunde“, Reclam 191.

Zwei Stücke kamen noch zur Ausführung, das Lustspiel „Die Gouvernante“⁵⁾ und das Schauspiel „Joseph Heydrich oder Deutsche Treue“⁶⁾, dann schlug mitten in dies Schaffen, dies Glück

⁵⁾ „Die Gouvernante“, Reclam 220.

⁶⁾ „Joseph Heydrich oder Deutsche Treue“, Reclam 185.

jener gewaltige Blitz, der die Fesseln einer unerträglichen Schmach zersprengte, einen deutschen Willen einte zur Freiheitstat. Dieser Blitz verkündete den Dichter zum Helden und raffte ihn flammend von der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

„Deutschlands Recht“. Die Streitschrift der französischen Protestanten, widerlegt durch Dr. Adolf Bolliger, Pfarrer in Zürich-Neumünster. (Beilage: Antwort des „Comité Protestant Français“ in Paris an Herrn Pfarrer Dr. Bolliger in Zürich.) Evangelische Buchhandlung Carl Hirsch und Johannes Blanke, Emmishofen. (Preis 40 Rp.)

Beide Schriften sind zusammen zu besprechen. Sie bilden eine fortlaufende Stellungnahme des Verfassers zu dem Versuche der französischen Protestanten, ihre neutralen Glaubensgenossen unter dem Aushängeschild der gemeinsamen Religion zu sittlichen Mitkämpfern „für den Sieg der Freiheit der Völker und des heiligen Rechts der Nationen“ zu gewinnen. Der Verfasser nimmt dieses französische Unterfangen unter eine sehr kritische Lupe. Unter seinen Ausführungen voll schärfster Logik und politischer Sachkenntnis bricht das auf sophistischer Grundlage errichtete Gebäude der bekannten französischen Scheingründe zusammen, durch die das Verschulden für den Weltkrieg Deutschland und Österreich-Ungarn zugeschrieben werden soll. Die „Tatsachen“, die von dem „Comité Protestant Français“ zur Erhärtung dieser Behauptungen angeführt werden, erscheinen gegenüber den auf amtliche Urkunden und

bekanntem politische Schriftsteller beider Lager gestützten Darlegungen des Verfassers der erwähnten Schriften als inhaltslos. Nicht einseitig trägt der Verfasser dem Leser seine Ansichten vor. Nach dem alten Rechtsgrundsatz „Et audiatur altera pars“ — auch den anderen Teil soll man hören — stellt er seinen Er widerungen den Wortlaut der französischen Propagandaschriften voran, dem Leser auf diese Weise eine kritische Würdigung beider Ansichten ermöglichend. Als besonders erfrischend ist die offene und klare Sprache des Verfassers zu erwähnen, die frei ist von der Künstelei diplomatischer Redeweise. Die Heftechen können jedermann, besonders ihren Adressaten, den neutralen Protestanten, zum Studium der Verschuldensfrage und der damit zusammenhängenden weiteren Fragen des Weltkrieges dringend empfohlen werden.

Dr. A.

„Tatsachen“. Das Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten, beantwortet durch Dr. theol. und phil. Adolf Bolliger, Pfarrer in Zürich-Neumünster (Beilage: Das Sendschreiben der französischen Protestanten in deutscher Übersetzung). Evangelische Buchhandlung Emmishofen. (Preis 25 Rp.)



Büchervorräte der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern.

Mitteilungen.

3. Nachtrag zum Postbefehl vom 7. Okt. 1916.

Vom 1. Nachtrag vom 15. November 1916 ist die Ziffer 11 a zu streichen.

Der 2. Nachtrag vom 3. Januar 1917, betreffend eine neue Ziffer 11 b, wird aufgehoben.

Eine neue Ziffer 11 erhält folgende Fassung: Jeder unmittelbare Postverkehr vom Feldheer nach dem neutralen Ausland ist verboten, von dort nach dem Feldheer dagegen erlaubt.

Die Postsendungen der Internierten in der Schweiz nach dem Feldheere dürfen in der Aufschrift außer dem Namen des Heeresangehörigen

nur die Angabe des Regiments und Bataillons, der Kompagnie usw. tragen, nicht aber die Angabe von höheren Verbänden oder näheren Ortsbezeichnungen.

Fridericianum Davos.

(Nachtrag zu der in Heft 27 erschienenen Mitteilung.)

Es ist an das Fridericianum (militärberechtigte deutsche Auslandsschule) außer den zwei Abteilungen für Internierte zur Vorbereitung für das Abiturientenexamen auch eine Abteilung für Vorbereitung zur Einjährigenprüfung ange-

geschlossen; eine zweite derartige Abteilung soll gegründet werden. Da diese Abteilung noch nicht vollständig besetzt ist, werden noch einige Anmeldungen entgegengenommen.

Aufnahmebedingung für die Einjährigenabteilung: Pensum der Tertia oder eine gleichwertige Bildung. Die Anmeldungen sind sofort an den unterzeichneten Leiter in Davos einzureichen.
Direktor Dr. Bach.

Wer im Gewerbe- und Fachschulunterricht schon Fächer wie Fachzeichnen für Handwerker, Kostenberechnungen und Materialkunde, wozu auch das Metall- und Holzgewerbe, gegeben hat, wolle sich sofort melden bei Direktor Dr. Bach, dem Leiter des Interniertenunterrichts in Davos.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Redaktion der „Deutschen Internierten-Zeitung“: Prof. Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstr. 23.

Groß-Restaurant und Passage-Café Bahnhofstraße St. Annahof, Zürich Füsslistraße

Sehenswerteste und bestbesuchte Lokale am Platz

Auswahlreiche, billige Küche • Saisonspezialitäten • Eigene Wiener Konditorei

Kernmacher Gießler

finden gut bezahlte Arbeit bei

Schindler & Co., LUZERN

Maschinenfabrik u. Eisengießerei.

Textil-Chemiker gesucht

zur selbständigen technischen Leitung einer großen Bleicherei mit Mercerisation und Appretur. Dauernde Stellung bei hohem Salär. Offerten unter Chiffre **Z. G. 487** befördert die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse, St. Gallen.**

Eine Apotheke in der deutschen Schweiz in schöner Ortschaft am Rhein **sucht** deutschen

Apotheker

oder dipl. Assistenten als Vertreter zu sofortigem Eintritt bei guten Konditionen. Meldungen erbeten an die Expedition ds. Bl.



GEBR
LOEB
SÖHNE

BERNS Größtes Warenhaus

Sie finden:

Die reichste Auswahl

Die billigsten Preise

INTERNIERTEN GEWÄHREN WIR PREISERMÄSSIGUNG